2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 43



Kattowitz, den 28. Oktober 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote“ erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.



Hirschbrunst

Macht euch das Leben kostbar

Macht euch das Leben kostbar, auf daß es euch nicht zwischen den Fingern zerrinnt und ihr die Schwelle des Alters überschreitet und ihr haltet nichts in den Händen. Macht euch das Leben kostbar, damit ihr eindringt in das Geheimnis dieses einzigen, einmaligen Geschenks. Macht es euch kostbar und treibt Frucht, damit ihr weiterbefruchtend, samenstreuend und lebenerweckend werdet. Glaubt es nicht, daß unser Erdendasein nur dafür ausersehen sei, eine Uebergangsstation zu bilden, und daß wir alles, was in uns ist in unbekannten Tiefen, fortschieben dürften mit den Gedanken: das Ziel des Lebens ist der Tod.

Nein. Hier sollen wir leben. Müssen wir nicht zufrieden sein mit dem, was uns gegeben wurde? Wenn wir doch glauben könnten, daß das Wunder des Lebens immer und zu jeder Stunde unter uns ist, bereit, sich von uns fassen zu lassen. Wenn wir doch frei würden von dem Irrwahn, daß früher oder später die Zeiten abgerundet und gut waren oder würden, — sie sind immer gut, wenn wir aus unserer Zeit heraus leben und sie recht verstehen. Nie werde ich das Staunen verlieren, wenn die Menschen sich beklagen, daß überall Stumpfsinn herrsche, daß das Leben untragbar sei. Sie ahnen nicht, daß sie selbst zu diesen leblosen Schatten geworden sind, die mit ihrem seelischen Modergeruch die Luft verpesten, weil sie nach Vorteil und äußeren Gütern jagen, in dem Glauben, sie erjagten das Glück. Armseliger Trugschluß. Wir können niemals Glück oder nur einen glücklichen Gedanken haben über das, was wir äußerlich erringen. Vielleicht kommt für Augenblicke eine kleine befriedigte Eitelkeit in uns auf, aber nur zu schnell müssen wir spüren, wie leer das alles ist und daß wir uns nur erfüllen können, wenn wir zum rechten Leben kommen. Das heißt: Leben in völliger Unmittelbarkeit und uns nach den Gesetzen unseres Seins bilden und jeden Augenblick eingedenk sein, daß wir etwas unendlich Kostbares in den Händen halten, das nicht zurückzugewinnen ist, wenn wir es verlieren. Dann werden wir das Leben „erleben“ in all seiner Tiefe und Schönheit, in Wind und Blumen, in Nahrung und Körper, in Menschen und Tieren, in Arbeit und Freude, in Leid und Trauer, in Geborenwerden und in Sterbenmüssen.

Wochenschau

Deutschland wartet ab

Die Haltung der Großmächte zum Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund

Die erste Reaktion auf den Genfer deutschen Schritt war die Vertagung der Abrüstungskonferenz auf den 26. Oktober. Reichsaußenminister von Neurath hat in einer großen Rede vor der ausländischen Presse noch einmal dazu Stellung genommen, warum Deutschland aus dem Völkerbund ausgetreten ist und sich nicht mehr an internationalen Vereinbarungen und Konferenzen beteiligen wird, solange es nicht als vollkommen gleichberechtigter Faktor anerkannt wird. Er stellte vor allem noch einmal fest, daß nicht die deutschen Forderungen, sondern die Haltung der andern Mächte es gewesen ist, die eine Fortführung der Abrüstungsverhandlungen unmöglich gemacht habe.

Die Vertreter Frankreichs und Englands haben inzwischen zu der neu geschaffenen Lage Stellung genommen. Es muß leider gesagt sein, daß die Antworten auf den deutschen Schritt nicht davon zeugen, daß man das aufrichtige Friedensangebot des Reichskanzlers und die Forderung nach Gleichberechtigung verstehen wolle. Wenn der französische Ministerpräsident darauf hinweist, daß Frankreich in der Lage sei, die Verteidigung seines Gebiets und seiner Freiheiten zu gewährleisten, so zeigt diese Haltung deutlich, daß Frankreich nicht gewillt ist, seine Abrüstungsverpflichtungen zu erfüllen. Auch der britische Außenminister beschränkte sich darauf, Aeußerlichkeiten an der deutschen Begründung zu korrigieren, ohne auf den Kern des Abrüstungsproblems einzugehen. Italien wartet ab, dagegen hat Amerika eine eindeutige Erklärung abgegeben, daß es nur an der Herbeiführung einer Weltabrüstung interessiert sei und es ablehne, in die politischen Quertreibereien auf dem europäischen Kontinent hineingezogen zu werden.

Die deutsche Regierung hat dem Generalsekretär des Völkerbundes die offizielle Austrittsnote überreichen lassen und damit den Ernst ihres Entschlusses bestätigt. Unter den übrigen Großmächten herrscht für den Augenblick vollkommene Ratlosigkeit. Stimmen werden laut, daß eine Fortsetzung der Abrüstungsberatungen ohne Deutschland zwecklos wäre und ebenso bedenklich der Abschluß einer Abrüstungskonvention in Abwesenheit Deutschlands. Frankreichs Wunsch dagegen ist es, daß die Abrüstungskonferenz am 26. Oktober wieder zusammentreten möge. Deutschland wartet ab. Es hat seine Verpflichtungen aufs peinlichste erfüllt, jetzt haben die andern Mächte das Wort.

Der Reichstagsbrand-Prozeß

Die „Braunbuch"-Lügen werden entlarvt Göring und Goebbels als Zeugen geladen

Im Reichstagsbrand-Prozeß dauern die Zeugenvernehmungen weiter an. Während man darüber verhandelte, welche Möglichkeiten bestanden, um in das Reichstagsgebäude zu gelangen, stellte es sich heraus, daß van der Lubbe einige Wochen, bevor er den Brand legte, den Reichstag besucht hatte, und zwar, indem er von der damaligen Maßnahme Gebrauch machte, die durchziehenden Wanderburschen die unentgeltliche Besichtigung gestattete.

Darauf befaßte sich der Reichsgerichtshof mit der Widerlegung der im sogenannten „Braunbuch" veröffentlichten Lügen. In dem Braunbuch wird ohne den Versuch einer Beweisführung die Behauptung aufgestellt, daß mehrere von Herrn Göring beauftragte SA.-Männer, denen auch van der Lubbe zugeteilt wurde, durch den unterirdischen Gang in den Reichstag eingedrungen seien und den Brand legten. Sie sollen dann durch den Gang wieder verschwunden sein und Lubbe allein im brennenden Reichstagsgebäude zurückgelassen haben. Das Gericht stellte zunächst fest, daß es sich bei dem in der Lügenpropaganda berüchtigten unterirdischen Gang in Wirklichkeit um eine Verbindung des Maschinenhauses im Reichspräsidentenpalais mit den Heizanlagen des Reichstages handelt, die beim Bau des Reichstages vor 40 Jahren geschaffen worden ist, um im Reichstag keine Feuerstelle unterhalten zu müssen.

Um festzustellen, ob in der besagten Zeit jemand, oder wie es die Auslandspresse schreibt, 30 SA.-Männer, durch den Gang gekommen seien, wurden die Kontrollbeamten des Reichstages verhört, die unter Eid die erhobenen Anschuldigungen als Schwindel bezeichneten und nie bemerkt hatten, daß in dem Gang Material für die Brandstiftung aufgestapelt gewesen sei. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen konnte das Gericht durch Konfrontation von Zeugen mit dem Angeklagten Lubbe weitere Lügen des Braunbuches festnageln. Das Braunbuch stellt nämlich eine Reihe von Personen als Mittäter Lubbes dar, die aber sämtlich nicht nur ihr Alibi nachweisen konnten, sondern auch bei der Gegenüberstellung mit Lubbe vom Angeklagten selbst als ihm unbekannte Personen bezeichnet wurden. Der Gerichtshof nahm dann im unterirdischen Verbindungsgang einen Lokaltermin vor und beschloß, u. a. auch den preußischen Ministerpräsidenten Göring und den Reichsminister Dr. Goebbels als Zeugen zu laden, um die in dem kommunistischen Braunbuch enthaltenen Vorwürfe und Lügen restlos aufzuklären.

Der neue polnische Gesandte beim Reichspräsidenten

Der neue polnische Gesandte in Berlin, Józef Lipski, hat bei der Ueberreichung seiner Beglaubigungsdokumente vor dem Reichspräsidenten von Hindenburg eine Ansprache gehalten, in der er u. a. versicherte, daß er im Sinne der Instruktionen seiner Regierung danach streben werde, die Beziehungen zwischen Polen und Deutschland auszubauen und enger zu gestalten. Er werde seinerseits keine Bemühungen in dieser Richtung scheuen. Die vom Reichskanzler gegenüber seinem Vorgänger zum Ausdruck gebrachten Grundsätze, auf die sich die weitere Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen stützen müßte, würden auch für ihn die Richtlinien seiner Tätigkeit in Deutschland sein. Diese Grundsätze verlangten aber zu ihrer Befestigung, daß die Völker beider Länder volles Verständnis für einander hätten.

Der Reichspräsident von Hindenburg wies in seiner Antwort u. a. darauf hin, daß der polnische Gesandte mit Recht die Gedankengänge des Reichskanzlers als Grundlage für eine weitere Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen erwähnt habe. Deutschland werde stets bereit sein, an den mannigfaltigen Aufgaben mitzuarbeiten, die sich aus dem Nachbarverhältnis ergeben und deren Lösung imstande sei, zu einem einträchtigen Ausgleich der natürlichen Gegensätze beider Völker beizutragen.

Selbstverwaltungswahlen in Posen und Pommerellen

Nach einer Verordnung im Staatsgesetzblatt (Nr. 80) finden am 26. November Stadtverordnetenwahlen in Städten der Posener Wojewodschaft statt, die mehr als 10 000 Einwohner zählen, und zwar in Posen, Bromberg, Gnesen, Inowrocław, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Nakel, Rawitsch und Kosten.

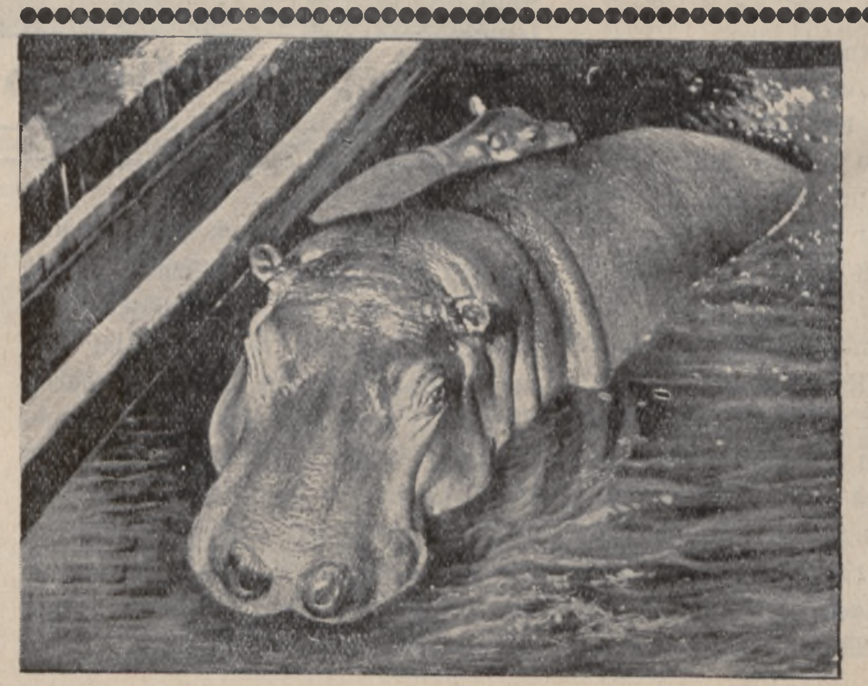
In Pommerellen finden gleichfalls am 26. November Stadtverordnetenwahlen in folgenden Städten statt: Thorn, Graudenz, Kulmsee, Stargard, Konitz, Dirschau, Wejherowo und Schwetz.

Für die Selbstverwaltungswahlen gilt die im Staatsgesetzblatt veröffentlichte neue Wahlordnung.

Danzig-polnische Verständigung

Eine Einigung über die Kontingente

In der Verständigungspolitik zwischen Danzig und Polen, die auf dem Wege direkter Verhandlungen in die Wege geleitet worden ist, konnte in diesen Tagen ein neuer Fortschritt erreicht werden. Eine Vereinbarung über die Höhe der Danziger Kontingente, die eine Beseitigung der polnischen Zollkontrolle für die nach Polen eingeführten Waren zum Ziele hat, wurde in diesen Tagen zum vorläufigen Abschluß gebracht. Die Verhandlungen ließen erkennen, daß auf beiden Seiten das Bestreben vorhanden war, zu einer Einigung im Interesse beider Teile zu gelangen. Der Führer der polnischen Delegation verhandelt gegenwärtig in Warschau über die noch offenstehenden Punkte, deren Erledigung dem endgültigen Abschluß des Abkommens vorausgehen soll.



Mutterglück im Nilpferdbassin

Im Berliner Zoo ist ein Flußpferdbaby mit dem stattlichen Gewicht von 50 Pfund angekommen. Die jungen Flußpferde kommen unter Wasser zur Welt.

Ein Jahr „Oberschlesischer Landbote"

Am 27. Oktober jährt sich der Tag, an welchem der „Oberschlesische Landbote" seine erste Nummer herausbrachte. Es gehört zur Tragik des Bauerntums — damit sind alle Bodenbebauer gemeint —, daß es vom Schicksal dieser Welt immer hart angefaßt wird. Sein Leben ist Dürftigkeit, Entsagung und Mühe. Der Bauer hat wenige Freunde, nicht deshalb, weil er sie nicht verdient, sondern deshalb, weil er nicht verstanden wird. Die Allgemeinheit ist zu sehr geneigt, ihn nach Kenntnissen, Umgangsformen, Kleidung u. dgl. mit dem Maßstab des Städters zu messen. Bauern als Ernährungsquelle würden in diesem Typus aber nur Zerrbilder abgeben. Zu verstädterte Bauern würden sogar in erster Linie den Städtern zum Unsegen gereichen. Deshalb betrachtete der „Landbote" in der kurzen Zeit seines Bestehens es als seine wichtige Aufgabe, auf die Bedeutung des Bauerntums hinzuweisen, um ihm damit Freunde zu werben.

Die Bauern haben sich selbst unterschätzt und glaubten selbst daran, daß sie nur eine geringe Bedeutung im Volksleben haben. Der „Landbote" war daher bemüht, auf die große Aufgabe dieses so ehrbaren Standes hinzuweisen, um ihn mit dem nötigen Selbstbewußtsein zu erfüllen. Er wird auch in Zukunft daran festhalten, um den Bauern zu dem Ansehen und der Achtung zu verhelfen, die ihnen voll und ganz gebührt.

Das Bauerntum ist zweifellos der einzige Stand, der in bezug auf seine fachliche Vorbildung ganz und gar vernachlässigt ist. Und seine Betätigung ist so kompliziert, so schwierig und wiederum von so wunderbaren Errungenschaften begünstigt, die ihm aber keinen Nutzen bringen können, weil ihm die Aufklärung darin fehlt. Deshalb war der „Landbote" in der kurzen Zeit seines Bestehens immer darauf bedacht, die Leser sachkundlich aufzuklären, was auch in Zukunft besonders beachtet werden soll.

Leicht wurde dem „Landboten" das Leben gerade nicht gemacht; denn unter den Bauern und verwandten Berufen ist in der Zeit der schweren Wirtschaftskrise das Geld am dünnsten gesät. So mancher würde ihn gern lesen, es fehlt ihm aber der geringe Betrag zur Bezahlung des Abonnements. Die Leserzahl war anfangs infolgedessen recht klein, hat sich aber im Verlauf des einen Jahres vervielfacht. Trotzdem reicht sie noch nicht aus, um den „Landboten" noch besser auszustatten. Es ist daher nötig, für ihn zu **werben**, sowohl **Leser** als auch **Mitarbeiter**. Die Leser einer jeden Fachschrift haben die Artikel am liebsten, die aus dem Leserkreise stammen.

Von größtem wirtschaftlichen Wert auch für eine Fachschrift sind die **Inserate**. Wir möchten unsere verehrten Leser bitten, auch der letzten Seite des „Landboten" die nötige Aufmerksamkeit zu schenken und im Bedarfsfalle von den Angeboten fleißig Gebrauch zu machen. Dieselbe Bitte ergeht auch an alle die Leser, die etwas zu verkaufen haben werden.

Gedankt sei allen Freunden des „Landboten" für das bis dahin bewiesene Vertrauen und wir bitten, es uns auch in der Zukunft zu bewahren.

Die Schriftleitung.

Junghennen als Eierleger im Winter

A. Kytzia, Chelm.

Die Einträglichkeit der Hühnerzucht hängt von den Winterlegern ab, weil in dieser Jahreszeit die Eier am besten bezahlt werden. Erfahrungsgemäß sind nun die Junghennen die zuverlässigsten Lieferanten von Wintereiern, nur muß dafür gesorgt werden, daß diese Tiere rechtzeitig legereif werden. Ist dies nicht der Fall, so muß damit bis zum Frühjahr gewartet werden, und die Erhaltungskosten erhöhen sich durch diesen Umstand ganz erheblich.

In erster Reihe hängt der Legebeginn der Junghennen von ihrem Ausbrüten ab. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß sie sehr frühzeitig aus dem Ei schlüpfen müssen. März-, April- und auch noch Maibruten können gute Winterleger abgeben, nur muß dazu noch gute Pflege und Haltung hinzukommen, und besonders die Fütterung gibt dabei den Ausschlag. Wenn man die bäuerlichen Wirtschaften in Betracht zieht, wird man finden, daß die Pflege und vor allem die Unterbringung des Junggeflügels häufig recht mangelhaft sind. Auch der Fütterung wird nicht die Aufmerksamkeit zugewendet, die sie unbedingt erfordert. Für gewöhnlich muß das Junggeflügel mit den alten Hühnern zusammenleben. Die jungen Tiere werden von den alten mißhandelt, häufig körperlich verletzt und dadurch in ihrer Entwicklung sehr beeinträchtigt. Dann werden sie von den Futterstellen vertrieben, sie müssen mit schäbigen Resten vorlieb nehmen, und die unzureichende Nahrungsaufnahme bringt Hemmungen des Wachstums mit sich. Jungtiere müssen mit anderen und besseren Futterstoffen versorgt werden als die Alttiere, und diese Grundforderung läßt sich nicht durchführen, wenn sie von ihnen nicht abgesondert werden. Die Legereife muß sich durch diese Umstände verzögern.

Junghennen bedürfen einer sauberen Unterkunft, Reinhaltung der Ställe und Aufenthaltsplätze bilden für die Entwicklung des Junggeflügels eine große Wichtigkeit. Nachlässigkeit und Schmutz fördern die Verbreitung von Ungeziefer und Krankheiten, und beides hemmt das Wachstum des Körpers. Das Zusammenleben der Jung- mit den Alttieren in den gemeinsamen Schlafstätten wirkt sich ebenso schädlich aus wie bei der Futterstelle. In solchen Schlafräumen behaupten die alten Tiere die bequemen Plätze, die jungen Tiere dagegen werden verdrängt und müssen sich in die Ecken und Winkel verkriechen, wo sie sich auf dem Boden, im Kot sitzend zusammenkauern. Es ist kein Schlafen und Ausruhen unter diesen Umständen möglich, und ein solches Zusammenpferchen ist nicht allein gesundheitlich schädlich, sondern auch hinderlich für die rechtzeitige Legefertigkeit. Für gewöhnlich ziehen die jungen Tiere wegen der schlechten Behandlung aus solchen Unterkunftsräumen aus und suchen sich ihre Schlafgelegenheit auf den Pflaumenbäumen im Garten aus. Wenigstens taten sie es in der Zeit, in welcher nicht gestohlen wurde. Wegen der heutigen Unsicherheit wird ihnen das Schlafen auf den Bäumen nicht mehr gestattet werden können.

Grundsätzlich müssen die Junghennen dasselbe wertvolle Futter bekommen wie die Legetiere, hier zum Aufbau, dort zur Legeleistung. Auf den Bauernhöfen werden aber diese Tiere zu einseitig ernährt, und es fehlen ihnen dann die nötigen Aufbaustoffe, die auch für den baldigen Legebeginn unentbehrlich sind. Die Ernährung beschränkt sich immer auf das wirtschaftseigene Futter. Dasselbe verbilligt wohl die Hühnerhaltung, aber bevorzugte Leistungen können davon nicht erwartet werden. Man füttert Kartoffeln, Kleie und Körner, was als Erhaltungsfutter ausreicht, aber eine besondere Leistungsfähigkeit kann davon nicht erwartet werden. Alle diese Futterarten sind reich an Stärke, es fehlt ihnen aber das Eiweiß. Zur Erzeugung der Eier sind hinlängliche Eiweißgaben unerläßlich.

Bei guten Auslaufverhältnissen, in welchen Düngerhaufen und Feldflächen gut bearbeitet werden können, da wird zur Not die erforderliche Eiweißnahrung in Gestalt von Würmern, Käfern und sonstigen tierischen Stoffen noch gefunden werden können. Wenn aber mit der zunehmenden Kälte diese Quellen versiegen, so muß in der Entwickelung dieser Tiere ein Stillstand eintreten. In den handelsüblichen Fisch- und Fleischmehlen sind gute Eiweißfuttermittel vorhanden. Sie sind bei uns aber zu teuer; deshalb muß darin auf das wirtschaftseigene Futter zurückgegriffen werden. Die Milch als Mager-, Butter- und Schlickermilch ersetzt die käuflichen Eiweißfuttermittel vollauf und weil diese in der eigenen Wirtschaft gewonnen werden und keine baren Auslagen verursachen, so sollte von ihnen ausgiebig Gebrauch gemacht werden.

Die Junghennen sind im Herbst noch im Wachstum begriffen und müssen daher immer größere Futtermengen bekommen. Der Herbst ist überhaupt die Jahreszeit, welche appetitanregend wirkt und auch bei den Hühnern eine größere Freßlust hervorruft. Deshalb müssen mit dem zunehmenden Alter des Junggeflügels auch Menge und Güte des Futters entsprechend erhöht werden, um für den Winter legefertige Junghennen zu erhalten.

Schöne alte Bauerngärten

Ihr Verschwinden gehört mit zum Untergang der Dorfkultur

A. Kytzia, Chelm.

Die städtischen Sitten brechen seit langer Zeit in die Dorfkultur ein, und mancher bäuerliche Brauch schwindet, und was sonst noch auf dem Dorfe zurückbleibt, zeigt zum mindesten einen verwischten Charakter.

In einem Dorfe, gleich ob es ein Reihen- oder Haufendorf war, standen die Häuser immer etwas abgerückt von der Straße. In diesem Raume zwischen der Straße und dem Gehöft befand sich dann der Garten oder besser gesagt das Gärtchen. Zu seiner Einrichtung gehörte immer eine Bank — mitunter auch ein Tisch — auf welcher man des Abends oder an Sonn- und Feiertagen im Familienkreise oder mit Nachbarn saß und plaudern konnte. Auch das Dienstpersonal hatte Sitz und Stimme auf dieser Bank. Dieses primitive Möbelstück bildete sozusagen das äußere Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit an das Hauswesen. Alle diese braven Menschen, die ein solches Anwesen bevölkerten, saßen gemeinsam beieinander, brachen gemeinsam auf und suchten gemeinsam nach ihrer harten Arbeit ihre süße Nachtruhe auf. Die Eltern hatten ihre erwachsenen Kinder daheim, und auch die Dienstboten waren keine Nachtschwärmer. Am nächsten Morgen stand alles vom guten und hinlänglichen Schlaf erfrischt auf und ging freudig an die Arbeit. Beliebt waren an den Bauernhäusern die Lindenbäume, zwischen welchen die Bank ihren Platz gefunden hat. Sie gehörten nun zum Zubehör des bäuerlichen Anwesens und bildeten den

Ausdruck einer gewissen Gemütlichkeit; denn die Linde hat unter den Pflanzen etwas Zartes, Liebliches, Nachgiebiges an sich, und manches innige, tiefempfundene Volkslied ist unter der Linde in der Ländlichkeit entstanden. Ein lieber Gesellschafter dieser Linde war der Holunderstrauch oder -Baum, der mit seinen langen weißen Blütenarmen weit um sich griff, die besonders des Abends den angenehmen, süßlichen Geruch spendeten. Zur Zierde des Bauerngartens gehörten auch die Fliedersträucher, die sich in jedem Frühjahr mit ihren großen, lilafarbenen Blütenrispen bedeckten und sich gleichfalls durch angenehmen Blütenduft auszeichneten. Alles das: Haus und Gärtlein, Bank und Baum und leuchtende Blüten zusammen verschmolzen zu einem köstlichen Bilde und zugleich als Ausdruck echt bäuerlicher, im steten Gleichklang und in Befriedigung dahinfließender Gelassenheit.

In diesen Bauerngarten haben schon die altvorderen der ländlichen Bewohner, es werden meist Frauen gewesen sein, Kräuter-, Würz- und Blütenpflanzen hineingesetzt. Es fällt auf, daß diese Zierden der Bauerngärten in Ost und West, in Nord und Süd fast immer die gleichen sind. Während des Krieges hat man auf den östlichen Kriegsschauplätzen, besonders in den deutschen Siedlungen, dieselben Bauernblumen wie Pfingstrosen, Lilien, Rosen (Zentifolien), Malven (Pappelrosen), Sonnenblumen u. dgl. in den Dorfgärten gesehen, genau wie daheim in der Heimat. Bestimmt hängt dies damit zusammen, daß man bereits im grauen Altertum bemüht war, dem Bauernhause, dem Dorfe, eine Blumenzier zu geben. Den Anfang darin machte Ludwig der Fromme, der im Jahre 795 eine Verordnung über den Anbau von bestimmten Blumen und Kräutern auf seinen Hofgütern in Frankreich herausgab. Ihm folgte darin Kaiser Karl der Große, der in einem Erlaß zweiundsiebzig verschiedene Kräuter und Blumen aufzählte, die auf seinen Gütern vorhanden sein mußten und sich bis heute in Bauerngärten noch behaupten.

Die frommen Klosterbrüder, die sich stets eifrig mit Gartenbau beschäftigten und auch Blumenzucht trieben, um damit zu den Festen die Gotteshäuser zu schmücken, hatten auch allerlei wertvolle Heilkräuter, Würzpflanzen und besonders Blumen aus dem Süden nach dem Norden gebracht, die sich gern in den bäuerlichen Gärten einbürgerten und sich noch heute darin behaupten, sollten sich behaupten.

Das Bauernvolk liebt die Buntfarbigkeit. Im Laufe der Jahrhunderte wurden auch solche Pflanzen im Bauerngarten aufgenommen, die durch die Schönheit ihrer Blätter oder Blüten besonders auffielen. Teils wurden diese Pflanzen aus Wäldern und von Wiesen, oft aber als Kinder anderer Erdstriche von Mönchen oder Kaufleuten mitgebracht. Zu diesen gehören die rote Feuerlilie, die stolze Kaiserkrone, Rosmarien, die verschiedenen Nelkenarten, der Eisenhut, der Frauenschuh, Goldlack, Kapuzinerkresse, die Astern, das Löwenmaul, Reseda, Immergrün, auch Pelargonien, Fuchsien und die Dahlien. Bei manchen dieser Blumen läßt sich heute nicht mehr feststellen, ob sie damals ihres Nutzens oder ihrer Schönheit wegen in die Gärten kamen. Jedenfalls hatten sie alle Bürgerrecht in unseren Bauerngärten erworben. Sie waren im Laufe der Jahrhunderte mit der Seele des Bauern so verwachsen, daß dieser sich von ihnen nicht mehr trennen wollte und konnte. Sie haben bei der Geburt, bei Hochzeiten und bei Begräbnissen eine Rolle gespielt. Alle diese Pflanzen waren den treuen Bewohnern des Landes zu wahren Lebensgenossen geworden, und zahlreiche Legenden zeugen von der innigen Verbundenheit der Menschen mit diesen Pflanzen. Und wenn diese Menschen ihre alte Heimat verließen, um sich in der Fremde eine neue zu suchen, so nahmen sie sich die liebgewonnenen Pflanzen mit, damit sie ihnen die neue Erde verschönern.

Möge deshalb die Erkenntnis von der wahren Schönheit unserer Bauerngärten wieder Platz greifen. Mögen uns diese Kleinode unserer guten bäuerlichen Kultur für alle Zeiten erhalten bleiben, und das Dorf wird durch ihren Schmuck Schönheit gewinnen. Der Herbst ist dann auch die geeignete Zeit, Kulturen der Bauernblumen anzulegen.

Zur Bekämpfung der Feldmäuse

Diese schädlichen Nager treten immer zahlreicher auf, und gerade in diesem Jahre wird allgemein über das Vorhandensein von zu vielen Feldmäusen geklagt. Die Schäden, welche große Mäuseplagen auf unseren Feldern hervorrufen, dürften bekannt sein. Man soll daher zur Ausrottung der Mäuse nicht erst schreiten, wenn sie sich ins Ungeheure vermehrt haben, sondern soll rechtzeitig vorbeugende Maßnahmen zur Verhütung der Plage ergreifen. Ursprünglich brauchte man für die Bekämpfung der Mäuseplage nur chemische Gifte — Arsenik und Phosphor. Da diese Giftmittel auch anderen Tieren, dem Wilde und sogar den Menschen gefährlich werden können, ist man von ihnen abgekommen. Auch war ihre Anwendung mit Schwierigkeiten verbunden und ihre Anschaffung stellte sich im Preise zu teuer. Zudem ist ein anderes Verfahren, dem jene Schäden nicht anhaften, mit großem Erfolg seit langer Zeit in Gebrauch gekommen. Dieses Verfahren beruht auf der Anwendung des Löfflerschen Mäusetyphusbazillus, der also kein chemisches Gift darstellt, sondern lediglich eine verheerend verlaufende Seuche unter den Feldmäusen hervorruft.

Empfänglich für dieses Vertilgungsmittel sind die Haus- und Feldmaus, und zwar ist letztere am empfindlichsten, während die Hausmaus einen etwas größeren Widerstand leistet. Ratten und auch Hamster erliegen den Bakterien nicht.

Der Verfasser dieser Zeilen kennt allerdings dieses bewährte Vernichtungsmittel nur aus der Literatur. Praktische Erfahrungen fehlen ihm. Es ist aber anzunehmen, daß unter den Lesern des Landboten sich Landwirte befinden werden, welche dieses Giftmittel verwendet haben, ihnen somit genügende Erfahrungen zur Seite stehen. Sie werden gebeten, darüber Mitteilungen zu machen und für diese den Landboten zu verwenden.

Nicht unerwähnt soll gelassen werden, daß die Mäuseplage auf unseren Feldern die Folge einer Zerstörung des Gleichgewichts in der Natur bildet. Die schädlichen Nager haben keine Feinde. Füchse, Iltisse, Wiesel, Eulen und die Bussarde wurden als Schädlinge der Jagd verfolgt und fast ausgerottet. Es sei zugegeben, daß diese fleißigen Mäusejäger die Jagd geschädigt haben, aber nur bei einer zu starken Vermehrung. Notwendigkeit ist es, sie kurz zu halten, aber eine Bekämpfung bis zu ihrem Aussterben ist der Ackerwirtschaft schädlich. Deshalb müßten sich die Bauern bei der Verpachtung ihrer Gemeindejagden etwas vorsehen. In die Jagdpachtverträge müßte die Bestimmung aufgenommen werden, daß das Raubzeug auf dem Jagdgelände bis zu einem gewissen Grade zu schonen wäre. Alle Bussardarten müßten unbedingt das ganze Jahr hindurch Jagdschutz genießen. Wenn der Ausrottung der Mäusefeinde kein Einhalt geboten wird, so werden die Bauern in absehbarer Zeit für Gifte zur Vertilgung der Mäuse zehnfach mehr ausgeben, als sie an Jagdpachtgeldern erhalten, und einen solchen Luxus werden sie sich in der geldknappen Zeit kaum erlauben dürfen.

a.

Verunkrautung der Felder durch Stallmist

Am besten ist sie am Weizen ersichtlich. Man kann den reinsten Samen ausstreuen, und es findet sich in dieser Aussaat immer der Roggen, wenn der Acker unter dem Weizen mit Stallmist gedüngt wurde. Im Stalldünger befinden sich dann noch die Samenkörner der verschiedenartigsten Unkräuter, die im Stroh vorhanden waren und die dann auf dem Acker gut aufgehen. Der Dünger bildet dann eine Quelle der Unkrautvermehrung auf dem Acker.

Ein gesunder Zustand wäre es, wenn man den ganzen Stalldünger unter die Hackfrüchte verwenden könnte. Diese haben im Verhältnis zum Getreide eine lange Wachstumszeit, bauen eine große Blattmasse auf, welche den Acker gut bedeckt und den Unkräutern Licht und Luft absperrt, so daß sie umkommen müssen. Dann wird es auch durch die fortgesetzten Pflegearbeiten stets bald nach dem Aufgehen wieder vernichtet. Nun wird aber in Wirtschaften, in welchen viel Stallmist anfällt, wie das in den kleineren Betrieben mit starker Viehhaltung der Fall ist, auch das Getreide fast alljährlich in frischer Stallmistdüngung angebaut. Hier kann das Unkraut viel größeren Schaden anrichten, da die Vernichtung desselben im Getreide viel schwieriger ist als in den Hackfrüchten. In den größeren Betrieben gibt es die Hackmaschinen, mit denen dann die Unkräuter bekämpft werden. Diese Methode werden auch die bäuerlichen Betriebe übernehmen müssen. Allerdings gehört zu einer Hackmaschine immer eine Drillmaschine, die auch in den meisten Bauernwirtschaften zu finden ist. Diese beiden Maschinen eignen sich sehr gut zu einer gemeinsamen Anschaffung und eben solcher Verwendung. Ihre verteilten Beschaffungskosten würden dann die einzelnen Betriebe nicht so sehr belasten.

a.

Getreidespreu

Die Getreidespreu besitzt immer einen Nährstoffgehalt, der bei der des Roggens noch am größten ist. Früher wurde sie auch zur Streckung des Schweinefutters in den bäuerlichen Wirtschaften verwendet. Man scheint davon vielfach abgekommen zu sein; denn sie wird meist nach der Reinigung des Roggens hinter die Scheuer hinausgebracht, um sie später auf die Wiese hinauszufahren.

Wenn man sie nicht mehr für die Schweinefütterung verwendet, so kann man sie gut mit den Rindern verfüttern. Verstopfungen des Blättermagens oder anderweitige Verdauungsstörungen sind nicht zu befürchten. Es ist richtig, daß manche Roggensorten stärker mit Grannen besetzt sind als andere. Sie werfen die Grannen im Wechsel der Jahre auch sehr unterschiedlich vor dem Einernten ab. Ist nun einmal die Roggenspreu in bedenklicher Weise mit Grannen untermischt, so kann diese Spreu im Kleinbetriebe noch gedämpft werden. Im Großbetriebe ist unter solchen Umständen mit Vorsicht zu füttern, und die Roggenspreu kann dann mit Weizen- und Haferspreu und auch mit Siede untermischt werden. Um die Spreu verdaulicher zu gestalten, kann man auch das damit zu vermischende Rübenfutter leicht säuern lassen. Durch diesen Prozeß wird die Spreu ebenfalls etwas erweicht und zugleich schmackhafter gemacht. Die Lagerung von Getreidespreu muß in trockenen, luftigen Räumen vorgenommen werden, da sie leicht zum Erhitzen neigt und schließlich dumpfig werden kann.

Gerstenspreu ist immer grannenreich. Soll sie im Kleinbetrieb verwendet werden, so muß sie vorher immer aufgebrüht werden. Im Großbetriebe wandert sie auf den Komposthaufen oder in den Hühnerstall.

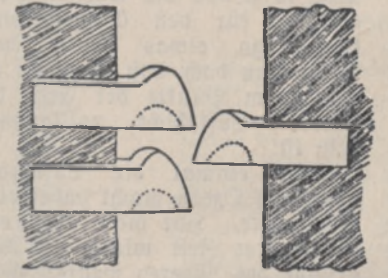
a.

Wissen Sie, wie es vor sich geht?

Wie arbeitet ein Reißverschluß?

Sicher haben Sie, gnädige Frau, schon ganze Nachmittage mit Ihren Freundinnen darüber gestritten, wie der Reißverschluß an Ihrem Handtäschchen funktioniert?

Wenn Sie ganz genau hinsehen, bemerken Sie an jedem Zahn des Verschlusses auf der Oberseite eine kleine Kuppe und auf der Unterseite eine entsprechende muldenförmige Vertiefung. Die Zähne sind fest mit der Stoffunterlage verbun-



den und ragen etwa 1,5 Millimeter über die Kante dieser Stoffunterlage so hinaus, daß immer ein Zahn auf den Zwischenraum zweier gegenüberliegender weist. So fest man auch die Zahnreihen mit der Hand ineinander zu pressen versucht, nie kommt ein Verschluß zustande. Die Zwischenräume scheinen einfach zu klein.

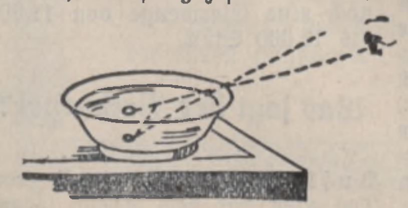


Das eigentliche Geheimnis ist also der Schieber, mit dem das Verschließen mühelos gelingt. Beim Vorbeigleiten bewirkt dieser Schieber, daß sich die Zwischenräume zwischen den Zähnen vergrößern. Wie das geschieht, zeigt die Zeichnung. So fügen sich die Zahnreihen leicht ineinander und bleiben nach dem Vorbeigleiten des Schiebers miteinander verankert, da die Zwischenraumweitung wieder zurückgegangen ist.

Beim Oeffnen des Verschlusses findet der gleiche Vorgang statt, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Warum vergrößert die Lupe?

Die Lupe ist ein so alltäglicher Gebrauchsgegenstand, daß wir uns gar nicht Rechenschaft darüber geben, wie ihre Leistung zustande kommt.



Zur Erklärung muß man auf eine andere Erscheinung zurückgehen: Warum sehen wir einen Stein, der im Wasser liegt, an ganz anderer Stelle? Die Antwort lautet: Die Lichtstrahlen, die von ihm ausgehen, gelangen nicht gradlinig in unser Auge, sondern werden an der Wasseroberfläche gebrochen. So gelangt nur der zweite Schenkel des Strahles in unser Auge, den wir unbewußt nach rückwärts verlängern. Der Stein liegt scheinbar dort, wo er auf den Grund auftrifft.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei der Lupe. Die Strahlen, die von dem betrachteten Gegenstand ausgehen, gelangen erst nach zweimaliger Brechung an den gewölbten Linsenflächen in das Auge. Dieses verlängert den letzten, dritten Schenkel über den Gegenstand hinaus bis zum Schnitt mit dem Strahl, der vom Lupenzentrum über die betrachtete Stelle des Gegenstandes geht. So erscheint ein Buchstabe, ein Käfer oder eine Wunde nicht nur größer, sondern auch weiter ab liegend.

Im WALD und auf der HEIDEN

Die Sprache der Tiere

Manche wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über die Tiersprache ist der neueren Forschung geglückt. Wir wissen heute, daß vielen sprachbegabten Tieren nicht nur der Verständigungsglaube der Tiere ihrer eigenen Gattung geläufig ist, sondern daß sie oft auch die Mitteilungsformen anderer Tiergattungen, entweder ganz oder teilweise, richtig aufzunehmen vermögen.

Eine Tiergattung, die im Vergleich zu anderen Tierarten über eine verhältnismäßig große Serie von Verständigungslauten verfügt, ist der Hahn. Hier ließen sich fünfzehn verschiedene Laute ermitteln, während man bei den Hennen einen „Wortschatz" von dreizehn Lauten fand. Bei den Fischreihern kennt man elf Laute, beim Hund jedoch sogar mehr als dreißig.

Eine Reihe von Tieren haben auch ganz bestimmte Warnlaute. So z. B. ließen sich beim Hahn drei verschiedene Warnrufe feststellen, von denen jeder in einer ganz bestimmten Situation zur Anwendung gelangt. Darüber hinaus gibt es besondere Angstrufe, die in Augenblicken der Gefahr ausgestoßen werden, aber nicht etwa nur, um die anderen Artgenossen auf die bedrängte Situation aufmerksam zu machen, sondern auch, um andere Tiergattungen zur Hilfeleistung aufzurufen.

Bei der Schwalbe, z. B. haben sich derartige Angstrufe sehr deutlich feststellen lassen. Es werden dadurch nicht nur die übrigen Schwalben alarmiert, auch die Dohlen, Krähen und auch die Hühner kennen das Signal und kommen unversäumt herbei, um der bedrängten Schwalbe Hilfe zu bringen. Auf diese Weise ist schon manchem Falken und Sperber die Beute abgejagt worden.

Der „Wortschatz" mancher Tiere ist übrigens höchst beschränkt. Mit zu den sprachärmsten Tieren gehören die Kaninchen und Feldhasen. Hier haben sich nur ein bis drei Laute ermitteln lassen. Aus dieser Armut an Sprachlauten jedoch etwa auf eine geringere Intelligenz schließen zu wollen, wäre ungerechtfertigt. Eine Regel in dieser Beziehung gibt es nicht. Man kennt Tiere, die recht intelligent und dabei sehr spracharm sind, während man bei anderen wieder einen geringeren Grad von Intelligenz und einen umso größeren Bestand an Verständigungslauten antrifft.

Tiere mit verwöhnter Zunge

Es gibt Tiere, die alles andere denn Kostverachter sind, die so ziemlich alles verschlingen, was sie an Eßbarem vorfinden. Daneben kennt man aber auch andere, die sich als überaus verwöhnte Feinschmecker erweisen, die nicht nur ihre bestimmten Lieblingsgerichte verlangen, sondern selbst diese Lieblingsgerichte erst dann anrühren, wenn sie gewisse Bedingungen in der Zubereitung erfüllen.

So, beispielsweise, beherbergt der Londoner Zoo eine Schlange, die an feinschmeckerischen Manieren wohl kaum zu überbieten ist. Sie weist jegliche Art von Nahrung entschieden zurück, die man ihr ohne — Mayonnaise vorsetzt. Sie tritt lieber in den Hungerstreik, als sich mit einer Mahlzeit zu begnügen, bei der die Mayonnaise fehlt. Auch mehrere andere Schlangen stellen bestimmte Bedingungen für die Zubereitung der Mahlzeiten, dermaßen verwöhnt jedoch wie die ersterwähnte Schlange sind sie bei weitem nicht. Auffällig ist, daß mehrere Schlangen, völlig im Gegensatz zu anderen, erst dann Ratten als Nahrung annehmen, wenn es sich um zahme, nicht um eingefangene, wilde Ratten handelt. Wieder andere bekunden schier einen Widerwillen gegen Ratten überhaupt und bestehen darauf, daß man sie mit Mäusen, und zwar nur mit weißen Mäusen, füttert.

Auch bei den Elefanten trifft man häufig eine Ueberspanntheit in geschmacklicher Beziehung, die zuweilen auf eine förmliche Kritisierwütigkeit hinausläuft. Auch hier wird noch lange nicht alles gegessen, was man vorsetzt. Behagt die Art der Lebensmittel nicht, dann wendet man sich in nicht mißzuverstehender Weise ab und verzichtet so lange, bis das „richtige" Menu aufgefahren wird. Gegen bestimmte Nahrungsmittel, insbesondere Früchte, besteht bei manchen Elefanten stärkster Widerwille. So gibt es Elefanten, die Apfelsinen nicht leiden mögen. Auch der Elefant, den seinerzeit der Prinz von Wales dem Londoner Zoo geschenkt hat, gehört hierzu! Wirft man ihm eine Apfelsine zu, dann darf man jede Wette abschließen, daß der Elefant die Apfelsine mit dem Rüssel aufhebt und sie sofort wieder, mit deutlich zurückweisender Geste, dem Spender zurückgibt. Wiederholt man das Experiment ein zweites und drittes Mal, dann ist die Wirkung jedesmal die gleiche. Merkt der Elefant jedoch, daß man ihn zu hänseln versucht, dann wendet er sich erbost ab.



Wußten Sie dies?

Nicht alle Mücken haben die Unart, zu stechen. Nur die weiblichen Mücken belästigen uns in dieser Weise.

*

Die Sonne scheint etwa 600 000 mal so hell wie der Vollmond. Die Lichtintensität des Vollmondes wieder ist ungefähr 30 000 mal so groß wie die des hellsten Sternes.

*

Nickelmünzen kannte man bereits um das Jahr 235 v. Chr.

FÜR DIE JUGEND

Eine merkwürdige Botschaft von der Venus

Vom Newyorker Radio wurde eine Sensation eigener Art geboten: Im Rundfunk kam der — Planet Venus zu Wort und jedermann konnte sich davon überzeugen, daß die Venus auffallend gut bei Stimme ist.



Vom Planet Venus aus besehen, nimmt sich unsere Erde aus wie ein funkelnder Stern.

Professor Sheppard von der Universität Newyork hatte für diese merkwürdigere „Reportage" einen eigenen Apparat gebaut, dem die Aufgabe zugewiesen war, den von dem Planeten Venus auslaufenden Lichtstrahl aufzunehmen. Mit dem Gerät war ein großes Fernrohr verbunden, das den Strahl auffing. Da außerdem ein photoelektrische Zelle vorhanden war, die mit dem Fernrohr in Zusammenhang stand, konnte das Strahlenbündel ohne weiteres zum Sprechen gebracht werden. Die so erzeugten Töne waren namentlich in der Zeit sehr stark und sehr hoch, da der Planet unmittelbar über dem Fernrohr stand und die Strahlen nicht nur mehr seitwärts in das Fernrohr fielen. Je mehr der Planet sich aber wieder drehte, desto mehr ließ der Ton, der im wichtigsten Stadium bis auf Fortissimo gestiegen war, wieder nach.

Und welche Sprache hat der Mond? Warum kommt nicht dieser alte Herr auch mal im Rundfunk zu Wort? Jedenfalls öffnen sich mit der Newyorker Sensation ungeahnte Perspektiven. Vielleicht sind's nur noch ein paar wenige Schritte bis zum allerneuesten Rundfunk-Clou: „Heute nachmittag 3,10 Uhr großer Kaffeeklatsch der Planeten..."

Bücher aus Holz

Allgemein bekannt ist, daß die meisten Papierarten Holz als Bestandteil aufweisen, dagegen dürfte es wohl weniger bekannt sein, daß man sogar Bücher herstellen kann, deren einzelne Seiten aus bedruckten Holzscheiben bestehen. Während also bei der Papierherstellung erst ein längerer Umwandlungsprozeß vorausgeht, fällt bei der Anfertigung von hölzernen Büchern dieser eigentliche Umwandlungsprozeß fort. Die Herstellung beschränkt sich vielmehr auf folgenden Vorgang: Nachdem die Baumstämme in genau bemessene Blöcke zerteilt sind, werden die Blöcke in eine besondere Schneidemaschine eingespannt. Die Schneidemaschine ist mit außerordentlich scharfen Messern ausgerüstet, so daß die Zerteilung der Blöcke in dünne Holzscheibchen von ungefähr einem viertel Millimeter Dicke keine Schwierigkeiten macht. Ebenso gibt es besondere Maschinen, die ein direktes Bedrucken dieses „Holzpapiers" ermöglichen. Selbstverständlich können die hölzernen Bücher nicht auf die gleiche Weise wie Papierbücher gebunden werden. Man reiht die aus Holz gefertigten Buchseiten ähnlich aneinander wie perforierte Blätter.

Der widerspenstige Pfennig

„Es ist unmöglich, einen Pfennig, der im Handteller liegt, von seinem Platz zu entfernen, wenn man mit einer Kleiderbürste quer über die Hand hinwegfährt", erklärte Fritz.

Natürlich wollte es ihm keiner glauben. Als man aber selber einen Versuch anstellte, sah man, daß Fritz Recht hatte. Und dann unterhielt man sich des langen und breiten über die Ursache. Man kramte sogar die These vom Magnetismus aus. Durch den Magnetismus werde das Pfennigstück auf der Hand festgehalten.

Das ist natürlich ein Unsinn. Die Erklärung liegt viel näher und ist weit, weit einfacher. Das Geheimnis verknüpft sich einzig und allein mit der kleinen Vertiefung, die im Handteller vorhanden ist. Da die kleine Vertiefung auch noch besteht, wenn man die Hand ausstreckt, kann die Bürste, wenn quer über die Hand hinweggefahren wird, den Pfennig nicht wegnehmen.



Für Zeichenkünstler

Das Meer als Staubfänger

Nach einer Berechnung, die neuerdings von dem amerikanischen Mellon-Institut aufgestellt worden ist, fallen der Staubplage alljährlich Werte anheim, die pro Kopf der Bevölkerung mit mindestens 130 Mark zu beziffern sind. So sehr auch die Berechnung auf den ersten Blick überraschen mag, so stellen die Ausmaße der Schäden für den Eingeweihten keineswegs etwas Neues dar. Weiß man doch, daß kaum an irgendeinem Punkte der Erde die untere Luftschicht vollkommen rein ist.

Nicht einmal die Luftschicht über dem Ozean macht dabei eine Ausnahme. Hat man doch erst in neuerer Zeit wieder im Abgrunde des Meeres mehrere Meter dicke Tiefseetonschichten aufgefunden, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als die Ablagerungen kosmischer Staubmassen. Ueber dem Festlande treten diese Staubablagerungen deshalb nicht so drastisch in Erscheinung, weil eben dauernd neue Umschichtungen vor sich gehen.

Je nach dem Charakter der Landschaft ist die Staubmenge verschieden groß. Unaufhörlich senkt sich der Eisenstaubregen hernieder, Myriaden und Abermyriaden von Stäubchen organischer und unorganischer Natur, Stäubchen so winzig, daß sie zum allergrößten Teile dem Auge unsichtbar bleiben.

Da die meisten Staubteilchen elektrisch geladen sind, vermögen sie sich oft recht lange im Schwebezustand zu erhalten. Auf einen Kubikzentimeter kommen bis zu 50 000 und 60 000 dieser Staubatome, eine Menge, die bei starker Sonne auf 1500 bis 1200 pro Kubikzentimeter zurückgeht. Die Größe der Staubteilchen schwankt zwischen einem zehntel und einem zehntausendstel Millimeter.

Was ein Mensch verzehrt

Wenn sich auch nicht für alle Völker der gleiche Nahrungsbedarf annehmen läßt, so darf man doch die folgenden Nahrungsmengen, die ein Mensch im Zeitraume von siebzig Jahren verzehrt, als Durchschnitt ansehen: an Brot werden verzehrt etwa 240 Zentner, an Fleisch 17 000 Kilogramm, an Fisch 5000 Kilogramm, an Kartoffeln 300 Zentner, an Gemüse und Obst etwa je 150 Zentner. Hinzukommt noch eine Eiermenge von 11 000 bis 12 000 Stück.

Was sagt der Pechvogel?

Auflösung: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

Bisheriger Inhalt

Henrik Scott hat seine Frau Ingrid zu dem Zweck geheiratet, um mit ihrer Hilfe in den Besitz eines Testaments und damit großen Vermögens zu gelangen. Es handelt sich um das Testament eines alten Fräulein Engstraat. Bei ihr war Ingrid Gesellschafterin und galt als Universalerbin. Infolge ihrer Heirat mit Scott kam es jedoch zu einem völligen Bruch mit Fräulein Engstraat. Da nach dem Tode der letzteren kein Testament vorgefunden wurde, traten Frau verwitwete Arnholm und deren Tochter Gerda das Erbe an und erhielten u. a. auch die Villa „Waldburg" in Klampenborg bei Kopenhagen. Von Frau Arnholm erhält Baron Cederström, bei dem Scott als Privatsekretär tätig ist, eine Einladung. Ihr Mann war ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters. Scott beeinflußt den Baron dahin, die Einladung anzunehmen, und zwar dergestalt, daß sie beide mit vertauschten Rollen zur „Waldburg" fahren. Zuvor muß aber Ingrid unter ihrem Mädchennamen bei den ihr unbekannten Damen Arnholm eine Stelle als Gesellschafterin nachsuchen. Sie findet dort freundliche Aufnahme und schließt mit Gerda bald Freundschaft. Sie erzählt ihr, daß sie mit Henrik Scott verlobt ist. Nach einigen Tagen erhält Ingrid von ihrem Gatten einen Brief, worin er ihr seinen Besuch als „Baron Cederström" mitteilt und sie bittet, eine alte Frau Gina Hinrichsen im Fischerdorf in der Nähe der „Waldburg" aufzusuchen. Das tut Ingrid.

(4. Fortsetzung.)

„Doch! Es ist eins vorhanden!" knurrt sie barsch. Ingrid horcht auf.

„Woher wissen Sie das, Gina?"

„Na, ich weiß es eben. Woher, ist egal. Und wenn ich S i e wäre, Fräulein Ingrid, dann würde ich mir die Sache nicht gefallen lassen. Ich — ich — ich würde so lange herumsuchen, bis — bis — bis ich es gefunden hätte, das Testament. Es ist da — ja, es ist da — irgendwo —"

In höchster Erregung packt Ingrid die Alte beim Arm.

„Sie wissen mehr, als Sie sagen, Gina! Aber trotzdem — ich gönne den Arnholms den Besitz. Sie sind gute Menschen, haben mich liebevoll aufgenommen. Ich mag nichts gegen sie unternehmen. Nein, ich will nicht —"

Ein Grinsen verzieht die Lippen der Alten, das verrunzelte Gesicht zu einer Fratze verzerrend.

„Hm — Sie wollen nicht. Aber er? Er? Will er auch nicht, he? Wenn er sagt: ‚Finde das Testament!' — dann finden Sie eben! Haben Sie denn noch einen eigenen Willen?"

Ingrid fährt zusammen.

„Gina! Wie dürfen Sie es wagen?"

„Ruhig, ruhig, Fräulein Ingrid!" kichert das Weib. „Es ist doch so. Oder nicht? Wären Sie sonst fortgelaufen aus dem warmen Nest, wenn nicht um seinetwillen? Hätten Sie alles hingegeben, wenn nicht, um ihn zu besitzen? He?"

Ingrid läßt den Kopf hängen. Was die Alte da sagt, ist alles wahr! Ach, so wahr! Aber woher hat sie diese Kenntnis? Woher weiß sie von einem Testament? Woher? Woher?

Ihr Herz klopft zum Zerspringen.

„Gina!" bittet sie, die Hände der Alten zwischen die ihren nehmend. „Liebe, gute Gina! Wollen Sie sich nicht aussprechen? Ich fühle, daß hinter Ihren Worten etwas steckt. Etwas Besonderes, Geheimnisvolles, was mich beängstigt. Steht" — sie zögert — „steht Herr Scott damit in Verbindung? Oder wer sonst?"

„Ich — ich weiß nicht!" knurrt die Alte, ihre Hände aus den sie umklammernden Fingern befreiend. „Ich darf überhaupt nichts sagen. Nein, gar nichts. Nur, daß ein Testament da ist — ja! Nun gehen Sie! Und suchen Sie!"

Mühsam erhebt sie sich aus ihrem Lehnstuhl, humpelt davon und ist gleich darauf in der Nebenkammer verschwunden.

Ingrid starrt ihr wie geistesabwesend nach. Sie begreift das seltsame Gebaren der Alten nicht. Zuerst diese Beredsamkeit? Wie eine eingelernte Lektion kam es heraus? Und dann diese Zugeknöpftheit? Nichts mehr aus ihr herauszubekommen. Seltsam! Aeußerst seltsam!

Verstimmt wendet sie sich zum Gehen.

Auf dem Lehnstuhl, wo soeben noch das alte Weib saß, hockt jetzt der schwarze Kater und funkelt sie aus seinen glühenden Augen boshaft an.

Wie von Furien gehetzt, stürmt Ingrid davon.

VIII.

Beginn des Intrigenspiels

Die wohlgepflegte Autostraße von Kopenhagen nach Klampenborg hinab jagt ein eleganter dunkelgrüner Brennabor. Zwei Herren sitzen in den Lederpolstern: Baron von Cederström, der den Wagen selbst steuert, und Henrik Scott.

Gunnar ahnt nichts von den Ränken und Schlichen seines Freundes. Als er auf dessen Vorschlag, während ihres Aufenthalts in der Waldburg die Namen zu wechseln, einging, geschah es in einem Anfall jugendlicher Abenteuerlust. Und er fühlt sich schon jetzt überaus unbehaglich in dem Bewußtsein, sich schon in wenig Minuten nicht mehr frei geben zu können, gewissermaßen unter falscher Flagge zu segeln.

Soeben noch bat er den Freund:

„Laß uns die Abmachung zurücknehmen! Ich bleibe Gunnar Cederström und du —"

Da hatte der andere spöttisch aufgelacht.

„Sei nicht töricht, mein Junge! Hast du wirklich so großes Verlangen, den prüfenden Augen der zukünftigen Schwiegermutter —"

„Das nicht. Aber —"

„Kein Aber! Die Frage ist bereits entschieden!"

Henriks Stimme klingt kalt, herrisch. Und doch ist auch ihm nicht ganz wohl zumute. Auch ihm klopft das Herz in dem Gedanken, sogleich dem geliebten Weibe gegenüberzustehen und sie wie eine Fremde begrüßen zu müssen.

Fast schwankt er, ob er nicht lieber in die Bitte des Freundes willigen und das geplante Ränkespiel aufgeben soll. Da gewahren seine scharf die Landstraße hinunterspähenden Augen, wie zwei Mädchengestalten, Arm in Arm, leichtfüßig daherkommen: weißgekleidet die hochgewachsene, blonde — in zartem Blau die zierliche, dunkelhaarige.

Gerade will er eine Bemerkung darüber zu dem Freunde machen — —

Doch Gunnars Aufmerksamkeit ist ganz in Anspruch genommen. Denn die beiden Mädchen, augenscheinlich in eine lebhafte Unterhaltung vertieft, haben das rasche Näherkommen des Autos nicht bemerkt und wollen die Landstraße überqueren.

Ein unterdrückter Angstschrei — —

Das Auto hält mit scharfem Ruck vor den zu Tode erschrockenen Mädchen.

Schon ist Henrik herausgesprungen. Den bangen Blick in Ingrids Augen übersehend, verbeugt er sich höflich.

„Meine Damen! Gott sei Dank, daß Sie unverletzt sind! Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Baron von Cederström. Dieser hier —“ mit einer Handbewegung nach Gunnar hin, der ebenfalls abgestiegen ist — „mein Freund Henrik Scott.“

Der Würfel ist gefallen. Das Intrigenspiel beginnt.

Ingrid tritt ein paar Schritte zurück. Ihre Knie zittern. Nur mit Mühe hält sie sich aufrecht.

Gerda jedoch prüft mit der ihr eigenen Unbekümmertheit die beiden Herren, wobei sich ihre feinen Brauen leicht zusammenziehen, als behage ihr bei dieser Musterung irgend etwas nicht.

Dann aber lacht sie hell auf.

„Das ist ja reizend, meine Herren! Sie wollen gewiß zu uns! Nach der Waldburg! Ich bin nämlich Gerda Arnholm. Meine Freundin, Fräulein Ekdal —“ mit einem verschmitzt aufmunternden Blick auf den hochgewachsenen blonden Herrn, den sie für Henrik Scott halten muß — „kennen Sie ja schon!“

Doch die beiden fallen einander nicht um den Hals, wie die Kleine es für selbstverständlich hielt. Nicht einmal die Hand geben sie sich.

Eine Verbeugung seitens des Mannes, ein Kopfneigen des Mädchens — das ist alles.

„Sie genieren sich,“ denkt die warmherzige Kleine und beschließt sofort, der peinlichen Lage ein Ende zu machen. Ohne weiteres nimmt sie den Arm des anderen Herrn und sagt lustig:

„Wollen Sie laufen, Herr Baron? Es sind nur wenige Minuten bis zur Waldburg. Sehen Sie, dort hinten guckt schon die Turmspitze hervor. Vielleicht bedient Ihr Freund das Auto und nimmt Fräulein Ekdal gleich mit sich.“

Und in der Voraussetzung, dem vermeintlichen Liebespaar eine Gefälligkeit erwiesen zu haben, spaziert sie am Arm ihres Kavaliers davon.

Was bleibt Cederström anderes übrig, als sich zu fügen? Er hilft Ingrid ins Auto, kurbelt an und rattert mit ihr davon.

Als er an den beiden anderen vorbeikommt, bemerkt er, daß der Freund sich mit seiner Dame bereits in eifrigster Unterhaltung befindet. Denn die Kleine gebraucht mit gewohnter Gewandtheit ihr selten still stehendes Mundwerk.

„Ich bin so froh, daß Sie Ihren Freund mitgebracht haben, Herr Baron,“ sagt sie soeben frischweg in ihrer lebhaften Art. „Da sind wir zu vieren. Bei dreien ist immer einer im Wege. Und er sieht nett aus, dieser Herr Scott! Das freut mich!“

Leicht spöttisches Lächeln verzieht Henriks Mundwinkel.

„O ja! Er ist ein guter Junge. Warum freut Sie dies so besonders, mein Fräulein?“

„Nun, um meiner Freundin willen. Sie wissen doch natürlich, daß zwischen Herrn Scott und Ingrid —“

Die großen schwarzen Mädchenaugen blicken ihn so mutwillig an — er zögert mit der Antwort. Die naive direkte Frage bringt ihn, den weltgewandten Mann, fast in Verlegenheit. Er weiß im Moment nicht, wie er sich verhalten soll. Auch muß er doch erst Gunnars Benehmen abwarten.

Er hält es also für ratsam, vorerst einmal Unwissenheit zu heucheln. Das kann niemals schaden.

„Nein, mein Fräulein. Ich weiß absolut nichts,“ lächelt er mit der harmlosesten Miene von der Welt. „Ist die erwähnte Ingrid die junge Dame, der Sie mich soeben vorstellten?“

„Ja. Ingrid Ekdal. Oh, ein herrliches Geschöpf, Herr Baron! Sie werden das selbst finden, wenn Sie sie erst näher kennen. Uebrigens, wie ist es möglich, daß Sie von der Liebe der beiden zueinander nichts wissen? Herr Scott ist doch Ihr Freund?“

Henrik zuckt die Achseln.

„Mein Freund ist eine verschlossene Natur. Er mag vielleicht nicht über seine Herzensangelegenheit sprechen.“

„Wie merkwürdig! Ich meine immer, wenn man einen Menschen lieb hat, so recht von Herzen lieb, möchte man es in alle Welt hinausschreien. Möchte man jedermann an seinem Glück teilnehmen lassen. Und die gute Ingrid liebt doch diesen Herrn Scott ganz wahnsinnig.“

„Wirklich?“

„Hätte sie sich sonst um seinetwillen mit unserer alten Tante gezankt und wäre in Nacht und Nebel fortgelaufen? Ach so, davon wissen Sie wohl auch nichts?“

„Nein. Aber es interessiert mich,“ erwidert er spöttisch. „Eine so große Liebe ist in unserem Zeitalter der nüchternen Sachlichkeit eine Seltenheit.“

Die Kleine nickt eifrig mit dem Kopf.

„Ja, ich wunderte mich auch darüber, als sie mir die ganze Geschichte erzählte. Jetzt freilich möchte ich es fast begreifen. Ihr Freund ist ein auffallend sympathischer Mensch. Nun wollen wir beide ein kleines Komplott schmieden, Herr Baron, ja? Wir wollen das Liebespaar einander so viel wie möglich sich selbst überlassen. Begnügen Sie sich mit meiner Gesellschaft, wenn ich mich auch nach keiner Richtung hin mit Ingrid messen kann. Na, Sie müssen eben mal ein Auge zudrücken, um Ihres Freundes willen. Wollen Sie?“

Sie streckt ihm die Hand entgegen, die er mit einem tiefen Blick in die lachenden Mädchenaugen leise drückt.

„Ja, Fräulein Arnholm. „Das will ich. Um ihretwillen!“

Und schon fährt das fröhliche Plaudermündchen fort:

„Ich denke, dies Zusammensein mit dem geliebten Mann in der freien Natur wird der lieben Ingrid gut tun. Sie hat so viel in letzter Zeit durchmachen müssen. Ich erzähle Ihnen ein andermal Näheres. Jedenfalls wollen wir — Sie und ich — den beiden zur Seite

stehen, nicht wahr, lieber Herr Baron? Hallo, da sind wir ja schon angelangt," unterbricht sie sich plötzlich verwundert, „und die beiden erwarten uns bereits!"

Im geöffneten Tor steht Gunnar Cederström vor seinem Auto. In einiger Entfernung von ihm lehnt Ingrid am Gartengitter — in weltverlorener Haltung, Schmerz und Entsagung im Blick ihrer großen, blauen Augen. Doch das bemerkt die kleine Gerda nicht, so eingesponnen ist sie in ihren menschenfreundlichen Plan.

Henrik aber gewahrt es. Und seine Augen, die sonst so kalt und herrisch sind, verschleiern sich.

IX.

In der Stille der Nacht

Der erste Abend ist vorbei. Nach außen hin verlief er zur allgemeinen Zufriedenheit. Doch würde ein scharfer Beobachter wahrgenommen haben, daß diese Zufriedenheit nur eine scheinbare war.

Besonders Madame Arnholms mütterliches Auge ruhte zuerst mit Besorgnis und voll Enttäuschung auf dem Manne, der sich ihr als „Baron von Cederström" vorgestellt hat.

Dieser hagere, kaum mittelgroße, spöttische Mann entspricht so gar nicht dem Bild, das sie sich von dem Sohn des aristokratischen Freundes ihres verstorbenen Gatten gemacht hat. Wird Gerda diesen Mann lieben können? . . .

Doch nach und nach schwindet die erste herbe Enttäuschung. Auch auf sie beginnt die Macht der Persönlichkeit dieses seltsamen Menschen ihren Einfluß auszuüben. Seine glänzende Unterhaltungsgabe macht Eindruck auf sie. Sein dunkles, strenges Gesicht fängt an sie zu interessieren.

Als man nach dem Abendessen gemütlich beisammensitzt und Keks und Früchte herumgereicht werden, ist sie schon nicht mehr so ganz unzufrieden mit ihrem zukünftigen Schwiegersohn.

Und als man sich hinüber nach dem Musiksaal begibt, und der junge Mann, sich selbst auf dem herrlichen Steinwegflügel begleitend, mit weichem, biegsamem Bariton Schumannsche Lieder singt und Loewesche Balladen und ein paar sentimentale nordische Volksgesänge — da hat er ihr leicht empfängliches Gemüt bereits in seiner Gewalt.

Weniger behaglich fühlt sich das junge Volk.

Gunnar schämt sich der unwürdigen Rolle, die er sich selbst auferlegt hat und die er nun notgedrungen eine Zeitlang wird weiterspielen müssen. Er würde sich viel lieber mit dem lustigen Mädel da drüben unterhalten haben, als mit seiner schwermütigen Nachbarin. Denn man hatte die beiden bei Tisch nebeneinandergesetzt und wird mit diesem löblichen Beginnen wohl fortfahren, in bester Absicht, aber zu Gunnars Mißvergnügen. „Geschieht mir schon recht —" denkt er bei sich — „Strafe muß sein!" Und er beginnt in einer Art von Galgenhumor, seiner schweigsamen blonden Nachbarin den Hof zu machen.

Gerdas schwarze Augen tanzen beständig hin und her zwischen den beiden Männern. Wobei sie immer wieder bei sich denkt: „Schade, der andere gefällt mir viel besser! Diesen hier neben mir werde ich wohl nie lieben können. Gewiß ist er sehr klug und sicher auch gut — wie könnte der Sohn des hochgeachteten Parlamentsmitgliedes Olaf Baron von Cederström auch anders sein! — aber er hat so etwas Unheimliches an sich, so etwas —" die kleine Gerda weiß nicht recht, was es ist. Sie kann sich gar nicht vorstellen, daß sie Vertrauen zu ihm haben könnte — wie zum Beispiel zu seinem blonden Freund. Den könnte sie liebhaben, so recht von Herzen lieb — o ja! Diese guten treuen Augen, dieses liebe Lachen! Während der andere immer nur lächelt und dabei den einen Mundwinkel so spöttisch herabzieht, was der munteren kleinen Gerda nun schon gar nicht gefällt.

Ingrid erleidet schon an diesem ersten Abend furchtbare Qualen. Zwar widmet der Geliebte sich nicht mehr als nötig seiner Tischnachbarin. Aber er hat zwischen ihr und sich selbst sofort die Grenze gezogen, indem er sie mit dem förmlichen „Sie" und „Fräulein Ekdal" anredete. Sie freilich vermeidet, ihn anzureden. Das fremde „Sie" will nicht über ihre Lippen; doch ist sie gezwungen, sich zu fügen. Und sie zittert bei dem Gedanken, wie sie dies alles tage-, ja vielleicht wochenlang wird aushalten können.

Nur Henrik Scott ist befriedigt von dem Anfang des Intrigenspiels. Er fühlt, nein, er weiß bereits, daß Ingrid, um ihre innere Qual abzukürzen, sehr bald das tun wird, was er von ihr verlangt. —

Am dritten Tage ist's nach dem Eintreffen der beiden Freunde in der Waldburg. Spät abends.

Die jungen Leute haben sich bereits in ihre Schlafgemächer zurückgezogen. Nur Madame Arnholm sitzt noch, bequem in ihren Lehnsessel hingeschmiegt, im Wohnzimmer am Kamin, die Brust geschwellt von freudigen Hoffnungen für ihr Kind.

Gerda hat in ihrem traulich eingerichteten Schlafgemach rasch ihr Abendkleid abgelegt und sich — wie sie es so gern tut — ein bequemes Hausgewand übergeworfen. Ihre Wangen sind noch vor Vergnügen über Henriks herrliche Gesangsvorträge heiß gerötet. Die schwarzen Augen strahlen.

Leise öffnet sie die Verbindungstür zu Ingrids Schlafzimmer und steckt neckisch das dunkle Köpfchen durch die Spalte.

„Wer ist da?"

Die Stimme klingt nicht besonders freundlich. Dennoch tritt Gerda näher.

Vom Bettrande erhebt sich langsam Ingrid. Sie hat noch nicht einmal begonnen, sich umzukleiden. Leuchtend roter Voile umbauscht ihre imposante Gestalt. Der Ausschnitt ist, der Mode entsprechend, tief. Arme und Rücken sind völlig frei — „eine viel zu auffallende Toilette für einen einfachen Abend zu Hause" — wie Madame Arnholm bei Ingrids Erscheinen zu Tisch mißbilligend zu sich selbst sagte.

„Darf ich kommen, Ingrid? Du siehst so sonderbar aus!"

„Ich bin müde. Werde sogleich zu Bett gehen."

„Müde?" fragt Gerda mit einem verwunderten Blick. „Du siehst im Gegenteil sehr frisch aus. Ganz aufgeregt. Deine Augen glänzen so. Und du hast ja noch immer dein Abendkleid an. Wo ist Antje? Soll ich sie rufen, damit sie dir hilft?"

„Nein, danke!" wehrt Ingrid hastig ab. „Ich habe sie fortgeschickt. Ich wollte allein sein."

„Dann will ich dir helfen. Komm!"

„Laß nur! Ich mag mich noch nicht ausziehen."

Die kleine Gerda ist überaus erstaunt über die Unbeständigkeit im Wesen der Freundin.

„Ich denke, du bist müde?"

„Ja, ja, ich bin auch müde. Laß mich nur!" erwidert Ingrid nervös und fügt, sich über die heiße Stirn streichend, entschuldigend hinzu: „Du darfst mir

nicht böse sein, Gerda. Ich bin heute bei schlechter Laune."

„Das merke ich," lacht diese. Und da Empfindlichkeit ihr fremd ist, wirft sie sich in einen niedrigen Sessel und balanciert lustig mit den schlanken Beinchen herum.

„Ach, wie gemütlich! Plaudern wir ein bißchen!"

Nein. Heute nicht!" wehrt Ingrid ab. „Bitte, steh auf! Du machst mich nervös!"

Gerda erhebt sich widerwillig. Sie hat die Empfindung, als habe sie eine kalte Dusche erhalten.

„Ich dachte — ich hoffte, du würdest ein bißchen Vertrauen zu mir haben —" murmelt sie schüchtern.

Der aufrichtig traurige Ausdruck in ihrem Gesicht, der vorwurfsvolle Blick ihrer großen, schwarzen Augen haben etwas Rührendes. Ingrid bereut ihre Unfreundlichkeit dem lieben, warmherzigen Geschöpf gegenüber.

„Aber gewiß doch, ja! Ich vertraue dir vollständig, Liebste!" sagt sie herzlich, den Arm um Gerdas Nacken legend. „Aber siehst du, es gibt Momente im Leben, wo — wo man eben — nichts anzuvertrauen hat!"

Gerda macht große Augen.

„O Ingrid! So sprichst du? Du? Und bist doch seit Tagen mit ihm zusammen! Mit dem Geliebten!"

Ingrid schweigt. Was sollte sie auch sagen? Nervös trommeln ihre Finger auf der Tischplatte herum.

Und Gerda plaudert unbefangen weiter:

„Wie hübsch er ist, dein Henrik Scott! Ganz mein Geschmack! Ich hatte immer eine Vorliebe für blonde Männer. Vielleicht, weil ich selbst so ein kleiner schwarzer Deibel bin. Und so liebenswürdig ist er! Und so gute blaue Augen hat er! Ach, blaue Augen — wie der Himmel so blau, meine Schwärmerei! Der andere, der Gunnar Cederström, weißt du, der ist ja auch nicht zu verachten. Er singt sehr schön und scheint klug zu sein — ja, ja, ich gehe schon," unterbricht sie sich, als sie einen leisen Seufzer aus der Zimmerecke her vernimmt, in die Ingrid sich zurückgezogen hat.

Sie macht ein paar Schritte auf die offene Verbindungstür zu, bleibt aber wieder stehen. Augenscheinlich hat sie noch gar keine Lust, das interessante Gespräch abzubrechen.

„Du, Ingrid!"

„Was denn noch?" kommt es ungeduldig aus der Ecke hervor.

„Ich wundere mich gar nicht, daß du in diesen entzückenden Herrn Scott so wahnsinnig verliebt bist. Nur, wie du es fertig bringst, so kalt zu ihm zu sein, das begreife ich nicht. Man merkt euch gar nichts an! Absolut nicht!"

Ingrid steht wie auf Kohlen. Unmerklich hat sie die Freundin nach der Tür geschoben.

Jetzt schließt sie hastig den kleinen, plauderfrohen Mund mit einem Kuß, schiebt das widerstrebende, zierliche Persönchen über die Schwelle und macht die Tür hinter ihr zu.

„Gute Nacht, Ingrid!" ruft noch Gerdas helle Stimme herüber.

„Gute Nacht, Gerda!"

Dann Stille.

Endlich! Gott sei gedankt!

Tief aufatmend sinkt Ingrid auf die Ottomane. Dann blickt sie ungeduldig auf ihre Armbanduhr.

„Drei Viertel zwölf Uhr — noch eine Viertelstunde! Will denn die Zeit heute gar nicht vergehen?"

Sie lauscht — —

Alles ruhig ringsum.

Sie tritt ans Fenster und blickt hinaus in den Park. Der Mond hat sich hinter dunkle Wolken verkrochen. Gespenstisch ragen die knorrigen Aeste der alten Eichbäume zum nächtigen Himmel empor.

Mit einem tiefen Seufzer, der wie ein Stöhnen klingt, preßt Ingrid die Hände auf das wild klopfende Herz.

Wird sie dies Beisammensein ertragen können? Schon die wenigen Tage haben ihre Körper wie mit einem Feuerbrand durchloht. Ihn, den Geliebten, den Gatten, beständig sehen zu müssen — so nahe und ach, doch so fern — zu beobachten, wie er liebenswürdig zu einer anderen ist, ihr womöglich Schmeicheleien sagt, ach, es geht über ihre Kräfte! Zufällig hatte vorhin seine Hand einmal die ihre berührt. Sie war zusammengezuckt, und sie merkte, wie auch sein Atem schneller ging.

Und wozu dies alles? Großer Gott, wozu? Hundertmal lieber möchte sie arm sein und zusammen mit dem geliebten Gatten, als hier in Ueberfluß lebend, mit der Aussicht auf späteren Reichtum!

„Heute nacht um zwölf Uhr in der Rosenlaube! Ich erwarte dich!"

Diese ihr vorhin beim allgemeinen Gutenachtsagen leise zugeflüsterten Worte klingen beständig in Ingrids Ohren. Sie hallen in ihrem Herzen wider und erfüllen ihr ganzes Sein. Sie hört, sie denkt, sie fühlt nichts anderes mehr.

„Heut nacht um zwölf in der Rosenlaube! Ich erwarte dich — — —!"

Endlich schlägt die kleine Rokoko-Uhr auf dem Kaminsims die zwölfte Stunde.

Wie elektrisiert springt Ingrid empor.

Leise öffnet sie die nach dem Gang führende Tür, späht nach rechts und links, lauscht angestrengt und huscht dann, ohne auf ihre bloßen Arme zu achten, den Korridor entlang, die Treppe hinunter, zur Bibliothek.

Sie weiß, der Hund liegt auf der anderen Seite des Hauses nach der Straße zu. Hoffentlich merkt er nichts!

Mit vor Aufregung bebenden Händen, ganz leise und vorsichtig, öffnet sie eines der hohen, fast bis auf den Boden reichenden Fenster.

Hopp — ein geschickter Sprung — draußen ist sie.

Klopfenden Herzens lauscht sie.

Wenn jemand sie gesehen hätte! Oder gar der Hund — —

Nein. Alles still.

Blindlings eilt sie vorwärts, in der Richtung nach der Rosenlaube.

Der Mond ist hinter den Wolken hervorgetreten und beleuchtet magisch ihre wunderbar schöne, ebenmäßige Gestalt. Wie Marmor heben sich Arme und Nacken aus dem purpurglänzenden Gewande ab.

Als sie sich der Rosenlaube am Ende des Parkes nähert, bleibt sie atemlos stehen. Das emporgewandte, erregungsbleiche Antlitz mit den tiefblauen Augen, die im Mondlicht fast schwarz erscheinen, und den fieberroten, halbgeöffneten Lippen trägt einen fast überirdischen Ausdruck: den Ausdruck hingebendster Liebe, heißer Sehnsucht.

Im Dunkel der Rosenlaube steht wartend Henrik. Er wagt kaum sich zu rühren. Wie geblendet starrt er auf die leuchtende Gestalt, als erblicke er eine Vision aus einer anderen Welt.

(Fortsetzung folgt.)

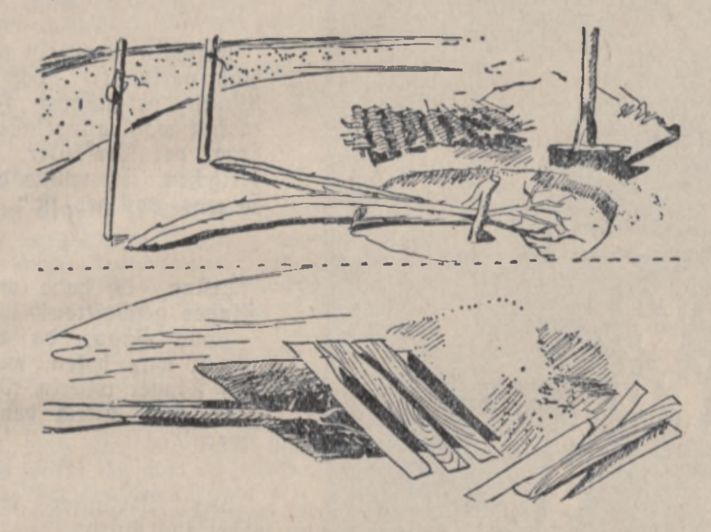
AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Rosen einwintern

Die Edelrosen, der schönste Schmuck des Gartens, sind Kinder des Südens; sie vertragen zwar ein paar Grad Kälte und sind daher in leichten Wintern auch ohne Schutz ungefährdet. Die Edelrosen sind auch verschieden frosthart. Aber obwohl die neuzeitliche Rosenzüchtung darauf ausgeht, immer härtere Wintersorten zu schaffen, wird kein Rosenfreund seine Hochstämme der Gefahr des Erfrierens aussetzen. Abgesehen von der Sorte hängt die gute Durchwinterung von der Reife des Holzes ab. Im allgemeinen wird in dem sonnigen und regenarmen Herbst dieses Jahres das Rosenholz gut ausreifen.

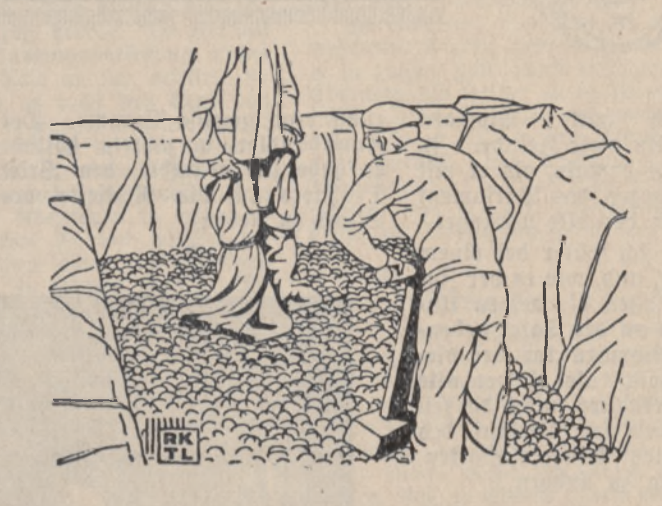
Der erste Grundsatz für das Einwintern der Rosen heißt: Nicht zu früh einwintern. Denn die ersten leichten Herbstfröste gehen ohne Gefahr vorüber, im Gegenteil, sie beschleunigen die Reife des Holzes. Vor Mitte November bleiben die Rosenstöcke daher Wind und Wetter ausgesetzt. Dann jedoch werden sie niedergelegt, nachdem man kurz zuvor etwa noch vorhandenes Laub von den Kronen-



zweigen weggeschnitten hat. Auf der Seite des Stammes, nach der dieser umgelegt werden soll, nimmt man die Erde etwas weg und biegt den Stamm dann vorsichtig nieder. An der Erde werden die Rosen mittels eines Hakens festgehalten oder an einen kleinen Pflock gebunden. Dort, wo die Krone liegt, wird die Erde von Rasen, Laub, Dünger und allem, was Fäulnis erregen kann, frei gemacht. Ist der Boden trocken, so wird in Gegenden mit harten Wintern unter der Krone eine Grube ausgehoben und die Krone hineingebogen. Mit dem Bedecken wartet man bis strenge Kälte zu erwarten ist. Dann wird die Krone mit einigen Spaten Erde zugedeckt und die Gruben erhalten darüber eine Bretterlage, welche das Eindringen der Feuchtigkeit verhindert. Die Dicke der Erdschicht richtet sich nach der Strenge des Winters; im allgemeinen genügen 20 Zentimeter. In ganz harten Wintern bringt man noch Dungstroh, Moos oder dergleichen oben über, sofern keine genügende Schneedecke besteht. Der Stamm wird im allgemeinen nicht mit eingedeckt; zum Schutz gegen Glatteis und Sonnenbrand kann er dünn mit Stroh und Moos umwunden werden. Das Einpacken der aufrechtstehenden Kronen in Papierhüllen ist ein ungenügender Frostschutz. Grunderfordernis beim Rosenüberwintern ist Fernhalten aller Fäulniserregerstoffe und Fernhalten der Nässe. Es gehen mehr Rosen im Winter durch Fäulnis und Regen zugrunde als durch Kälte.

Kartoffeleinsäuern in Erdgruben

An den Einsäuerungsbehälter stellen Kartoffeln wesentlich geringere Anforderungen als andere einzusäuernde Futterpflanzen. Es bereitet keierlei Schwierigkeiten, sie soweit festzustampfen, daß keine Lufthohlräume mehr in dem Futterstock vorhanden sind. Bereits einfache Erdgruben reichen zur Erzielung eines brauchbaren Dauerfutters aus, soweit sie nur grundwasserfrei sind. Allerdings hat man dann mit Randverlusten zu rechnen, weil aus den Erdwänden der Grube Bakterien in die Silage übertreten, die den Futterwert beeinträchtigen. Es empfiehlt sich daher, in jedem Falle eine saubere Auskleidung des Grubenbodens und der Wände. Vielfach findet man, daß hierzu Langstroh verwendet wird; an den Wänden wird das Stroh sogar mit den Halmen senkrecht gestellt. Diese Maßnahme ist falsch und sehr gefährlich, denn die hohlen



Strohhalme bieten der Außenluft einen vorzüglichen Weg in die Grube hinein bis unter das Futter. Falls es sich um eine vorübergehende Maßnahme handelt, genügt im allgemeinen die Auskleidung der Wände mit gewaschenen alten Säcken und dergleichen. Der Boden der Erdgrube kann mit Spreu etwa 10 Zentimeter hoch belegt werden. Soll die Einsäuerung in jedem Jahr durchgeführt werden, wie in den meisten Fällen, in denen sie überhaupt angewandt wird, so empfiehlt es sich immer den Einsäuerungsbehälter sorgfältiger herzustellen. Gute Erfahrungen liegen vor sowohl mit Holzsilos verschiedener Bauart und Form, als auch mit massiv hergestellten Sauergruben. Welche Art von Gruben verwendet wird, richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen. Falls sich bei massiven Silos viel Saft im Futterstock bildet, empfiehlt es sich, denselben erst während des Verbrauches des Futters abzuzapfen, weil sonst die Gefahr besteht, daß statt des abfließenden Saftes Luft in die Konserve eindringt.

Säubert die Stallfenster!

Wenn jetzt die trüben Tage einsetzen, bekommt auch das Innere des Stalles ein unfreundliches Aussehen. Der Stall wird düster, wenn die Fenster verstaubt und unsauber sind. Auf die Zelldrahtgläser mit den ungleichmäßigen Oberflächen setzt sich der Staub fest, und deswegen müssen diese Fenster wöchentlich einmal mit einem trockenen Handfeger leicht abgefegt werden. Gewöhnliche Glasfenster sind abzuwaschen, und sollten für ultraviolette Strahlen durchlässige Gläser, wie z. B. Ultravit-Glas verwendet sein, dann ist diese regelmäßige Reinigung dringend notwendig. Die ultravioletten Strahlen der Sonne können nur durch das Glas dringen, wenn keine Hindernisse vorhanden sind, also wenn kein Staub auf dem Glase sitzt.

Fallennesterkontrolle im Winter

Viele unter den Hühnerhaltern haben schon oft über die langwierige Fallennestkontrolle geschimpft. Man sei das ganze Jahr gezwungen, auf die Hühner aufzupassen und könne doch nicht den richtigen Erfolg der Arbeit ersehen. Wer einen Zuchtbetrieb hat, muß aber diese Kontrolle dauernd durchführen. Der gewöhnliche Geflügelhalter, der nur wissen will, welche von den Hennen legen, hat schon einen guten Anhaltspunkt, wenn er die Tiere während des Winters (November—Februar) kontrolliert. In den Wintermonaten hat man ja meist etwas mehr Zeit und kann sich deswegen den Hühnern eingehender widmen als während der Frühjahrs- und Sommermonate, wenn die Garten- und Feldarbeit größer wird. Solche Hennen, die im Winter gut gelegt haben, die also bis zum Ende Februar den Durchschnitt der Herdenleistung überragen, sind als wirklich gute Tiere anzusprechen und können deswegen auch noch im zweiten Jahr behalten werden.



Lies und Lach'!



Bekanntlich hatte Bismarck auch in Berlin viele Feinde. Zu diesen gehörte damals, als er mit dem König gegen das Parlament regierte, auch der alte Wrangel.

Man traf sich später bei einem Essen wieder, und, wie es der Zufall wollte, saßen die beiden Unversöhnlichen an der Tafel nebeneinander. Bismarck tat bei dieser Gelegenheit, als ob der alte General überhaupt nicht da sei. Er machte auch im Verlauf des ganzen Abends keine Anstalten, seine Haltung zu ändern.

Wrangel war das gar nicht recht. Er rückte hin und her auf seinem Stuhl. Zu gern hätte er sich mit dem Kanzler versöhnt. Schließlich gab er sich einen hörbaren Ruck, wandte sich zu Bismarck und sagte zu ihm:

„Mein Sohn, kannst du denn jarnich verjessen?"

„Nein!" kam Bismarcks Antwort.

Wrangel schaute betrübt in sein Weinglas und suchte nach einer neuen Gelegenheit zur Versöhnung. Nach einer Weile schien ihm ein Entschluß gekommen zu sein. Wieder wandte er sich zu Bismarck:

„Mein Sohn, wenn du schon nich verjessen kannst — kannst du dann ooch nich verjeben?"

Dem war Bismarck nicht gewachsen! Lachend reichte er Wrangel die Hand: „Doch!"

*

Kurze Zeit vor der amerikanischen Präsidentenwahl veranstaltete eine amerikanische Zeitschrift eine an hervorragende Persönlichkeiten gerichtete Rundfrage:

„Woran denken Sie, wenn Sie sich rasieren?"

Worauf der gegenwärtige Präsident Roosevelt antwortete:

„An meinen Bart! . . ."

*

Ein Kunsthändler hatte ein Bild von Trübner hängen, ein gutes Bild, aber ohne Trübners Namenszug; wäre es signiert gewesen, hätte er einen viel höheren Preis dafür verlangen können. Er schickte also eine Photographie des Bildes an Trübner und bat um nachträgliche Signierung. Trübner antwortete: Jawohl, das Bild stamme von ihm, er verlange aber für die Signierung eine gewisse Summe Der Kunsthändler verzichtete höflich: er habe sich erlaubt, den Brief Trübners auf die Rückseite des Bildes zu kleben.

*

„Sie tun mir leid, Herr Ober, daß Sie in einem so elenden Wirtshaus sein müssen." „Das stört mich nicht im mindesten, denn ich nehme meine Mahlzeiten hier nicht ein."



Eine schnittige Angelegenheit

Ein Fremder steigt am Bahnhof in ein Auto. Der Chauffeur schlägt ein wildes Tempo an, so daß schließlich dem Gast angst und bange wird. Schlotternd ruft er durch die Scheibe: „Ist denn das nicht gefährlich, auf belebten Plätzen und bei diesen Kurven so zu rasen?"

Der Chauffeur ruft lächelnd zurück: „Machen Sie es doch so wie ich. Wenn eine gefährliche Stelle kommt schließen Sie einfach die Augen!"

*

Ein Schote befand sich in einer Autodroschke, als etwas in Unordnung geriet und der Wagen mit entsetzlicher Geschwindigkeit davonraste. „Was ist los, was ist los?" rief er entsetzt aus.

„Ich habe die Gewalt über den Wagen verloren," schrie der Schofför zurück. „Ich kann ihn nicht anhalten."

„Um Gotteswillen", brüllte der Fahrgast. „Drehen Sie auf jeden Fall die Uhr ab."

*

Zwei alte Seebären tauschen ihre Reiseerinnerungen aus. „London ist die nebligste Stadt der Welt", sagt der eine.

„Das stimmt nicht". meinte der andere, „ich bin schon in einer Stadt gewesen, die noch viel nebliger war."

„Welche war denn das?"

„Das konnte ich beim besten Willen nicht erkennen."

*

Fritzchen kommt in einen Laden und verlangt: „Ich möchte ein Pfund vergnügtes Fett". „Du meinst wohl ausgelassenes Fett?" fragt der Verkäufer. „Ja", sagt Fritzchen, „ich wußte doch, daß es so was Lustiges ist."

*

„Lina, ich habe mich in den Finger geschnitten!"

„Gnä Frau, da müssen wir schnell was holen, was Sie um den Finger wickeln können! Ich rufe mal gleich den gnädigen Herrn!"

*

Der Verkäufer kommt zum Chef ins Büro:

„Der Kunde möchte wissen, ob die Ware beim Waschen einläuft?" fragt er und hält einen Pullover in der Hand.

„Ist er zu groß?"

„Ja."

„Was fragen Sie denn dann? Natürlich läuft er ein!"

*

„Sonderbar", erzählte der neue Mime des Schauspielhauses, „daß ich meiner Mutter als kleines Kind versprochen habe, niemals Schauspieler zu werden!"

„Beruhigen Sie sich", antwortete ihm der Kritiker, „Sie haben Ihr Wort gehalten!"

*

Frau Wimmers reißt das Fenster auf, Herr Wimmers macht es wieder zu. Das wiederholt sich einig. Male. Darauf sagt Frau Wimmers erregt: „Es ischt aber schlechte Luft hier." „Dees ischt oins", sagt Wimmers, „derfrore sind scho viel, derstunke ischt noch koiner."

*

Die junge Gattin: „Ich habe der Hebamme wieder zwanzig Mark abbezahlt. Noch zwei Monate — und das Baby gehört uns!"

Werbt neue Leser für den „Landboten"!

Umschau im Lande

Kattowitz

Betrüger im Ordenskleid

Anfang dieses Monats erschien in der Wohnung eines Beamten ein Mönch, der verschiedene Broschüren und Medaillons zum Kauf anbot. Unter anderem wies er auch einen Beutel mit weißem Sande vor, der angeblich Erde aus dem heiligen Lande darstellen sollte. Die Ehefrau des Beamten war allein im Hause und freute sich über den Besuch des frommen Bruders und bewirtete ihn. Er blieb zwei Stunden. Abends, als der Hausherr bereits zurückgekehrt war, erschien der Mann im Ordenskleid von neuem. Er teilte traurig mit, daß er, der eigentlich heimatlose Wandermönch, eben erfahren habe, daß seine alte Mutter in Posen gestorben sei. Er möchte gern zu der Beerdigung, hätte aber nicht genügend Geld und bitte die Familie, ihm 20 Zloty zu borgen. Da er einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, kam das Ehepaar seinem Wunsche nach. Das Geld, das er von Posen aus zurücksenden wollte, kam aber nicht an, und ein Mahnbrief an das Heimatskloster des Bruders ergab, daß es sich um einen Betrüger handelte.

Königshütte

Von einem Wachhund zerfleischt

Einen unglücklichen Ausgang nahm die Reise eines gewissen Kucnicki aus Jarocin nach Königshütte. Kucnicki kam nach Oberschlesien, um hier Arbeit zu suchen. Nachdem er den ganzen Tag über vergeblich nach einer freien Arbeitsstelle gesucht hatte, fehlte ihm am Abend eine Schlafstelle. Schließlich legte er sich in einem Schuppen des Chorzower Dominiums an der Kattowitzer Chaussee nieder und schlief, stark ermüdet, bald ein. Ein Hund des Dominiumwächters spürte ihn aber in seinem Versteck auf und fiel über den Schlafenden her. Bevor der Wächter den Hund zurückhalten konnte, hatte Kucnicki Bißwunden am ganzen Körper davongetragen, so daß seine sofortige Einlieferung ins städtische Krankenhaus notwendig wurde. Im Lazarett stellte der Arzt fest, daß die Bißwunden sehr ernster Natur sind.

Siemianowitz

Wilderer gefaßt

Der Förster und ein Polizeibeamter beobachteten auf den Feldern des Dominiums zwei Männer, die dort wilderten. Es gelang der Polizei, einen der Wilderer, einen gewissen Peter Brogulla aus Brynow, festzunehmen, während es dem zweiten gelang zu entkommen. Bei dem Festgenommenen wurden zwei Hasen und ein Fasan gefunden. B. gab bei seiner Vernehmung an, daß er nur mitgegangen sei, während der andere das Wild erlegt habe. Bei der in seiner Wohnung vorgenommenen Haussuchung wurden zwei Doppelflinten und eine Kleinkaliberbüchse sowie eine Menge Jagdpatronen vorgefunden und beschlagnahmt.

Bei der Arbeit verunglückt

Der Häuer Cieslik verunglückte auf Richterschächte durch Kohlenfall so schwer, daß die Ueberführung ins Knappschaftslazarett notwendig wurde. Auf derselben Grube verletzte sich der Tagearbeiter Struczyna den rechten Fuß. Auch er fand Aufnahme im Knappschaftslazarett.

Sohrau

Ein raffinierter Gaunertrick in Sohrau

Einem nicht alltäglichen Gaunertrick ist bei dem in Sohrau stattgefundenen Viehmarkt der Landwirt Thomas P. zum Opfer gefallen. Er verhandelte mit einem anderen Landwirt wegen eines Kuhkaufes, als plötzlich ein unbekannter Mensch sich neben ihm niederbeugte und etwas vom Boden aufhob. Mit geheimnisvoller Miene teilte er Pannek mit, daß er einen größeren Geldbetrag gefunden hatte, den er mit P. teilen wollte. Beide begaben sich vom Marktplatz fort, um die Teilung vorzunehmen, als plötzlich ein dritter Mann sich hinzugesellte, der Pannek energischen Tones aufforderte, das gefundene Geld herauszugeben, da er dieses verloren hätte. P., durch das Auftreten des Mannes etwas verblüfft, zog unwillkürlich einen Betrag von 160 Zloty, den er bei sich trug, hervor. Im Verlauf der nun folgenden Auseinandersetzung nahm der dritte Mann das Geld an sich, erklärte jedoch gleich darauf, daß es nicht das durch ihn verlorene Geld sei, da er andere Scheine gehabt hätte. Er wickelte das Geld in eine Zeitung und übergab diese Pannek, worauf sich beide Männer entfernten. Pannek, froh darüber, aus diesem unangenehmen Abenteuer so davongekommen zu sein, entfernte sich und wickelte die Zeitung erst zwei Stunden später auf, um einen Viehkauf zu tätigen. Zu seinem größten Erstaunen mußte er feststellen, daß sich in der Zeitung nur Papierschnitzel befanden. der gerissene Gauner hatte es verstanden, die Verblüffung Panneks dazu auszunutzen, um das Geld unbemerkt verschwinden zu lassen. P. erstattete bei der Polizei Anzeige, die nach den Gaunern sucht.

Tichau

Scheunenbrand

In der Scheune des Landwirts Josef Brzoska brach ein Brand aus, und das Gebäude brannte mit sämtlichen Erntevorräten und landwirtschaftlichen Maschinen nieder. Der Schaden wird mit 3000 Zloty angegeben. Das Gebäude war in der Vesta mit 9000 Zloty versichert. An den Löscharbeiten beteiligten sich die Ortssowie Wilkowitzer Feuerwehr. Die Brandursache konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden.

Czerwionka

Zwei Betrunkene verursachen schwere Ausschreitungen

Die Arbeiter Anton Gryszka und Johann Gornik aus Petrowitz bzw. Czerwionka zertrümmerten zum Schaden des Fleischbeschauers Komander in Czerwionka sieben Fensterscheiben. Unter wüsten Beschimpfungen versuchten sie darauf in das Haus einzudringen, bewarfen es mit Steinen und Kot, so daß schließlich die Polizei herangeholt werden mußte, nachdem die Aufforderung, Ruhe zu bewahren, ergebnislos verlaufen war. Als ein Polizist kam, floh Gornik, während Gryszka verhaftet und in Polizeigewahrsam gebracht wurde. Es wurde festgestellt, daß die beiden Burschen total betrunken waren und das Haus Komanders bombardierten in der Meinung, daß es sich um ein Gasthaus handelte, in welches man ihnen den Eintritt verwehrte. Beide werden sich wegen dieses Stückchens vor Gericht zu verantworten haben.

Golkowitz

Beim Abfeuern eines Salutschusses schwer verunglückt

Ein eigenartiger Unglücksfall ereignete sich anläßlich einer Hochzeitsfeier in der Gemeinde Ekrbensko Golkowitz. Der an der Hochzeit beteiligte Gustav Firla wollte in dem Moment, als das Brautpaar die Kirche verließ, als Salutschuß eine Sprengkapsel zur Explosion bringen. Unglücklicherweise entzündete sich die Sprengkapsel in seiner Hand, so daß er sehr schwere Verletzungen davontrug. Er mußte in das Loslauer Kreiskrankenhaus gebracht werden.

Paniow

Tausend Arbeitslose stürmen ein Feld

Etwa tausend Arbeitslose, Frauen und Kinder aus den umliegenden Ortschaften erschienen plötzlich auf den Feldern des Dominiums Paniow (Kreis Pleß). Dort wurden mit Hackmaschinen Kartoffeln ausgemacht. Die auf das Feld gekommenen Leute fielen über die an verschiedenen Stellen gehäuften Kartoffeln her und sammelten sie in mitgebrachte Säcke. Die von der Gutsverwaltung bestellten und mit Gewehren bewaffneten Feldwächter versuchten vergeblich, die Menge zu zerstreuen, die sich jedoch nicht stören ließ. Schließlich kamen den Feldwächtern Polizeibeamte zu Hilfe, und nun gelang es, die Eindringlinge auf die Landstraße abzudrängen. Von hier aus wurden die Feldwächter und Polizisten jedoch mit Steinen beworfen. Um nun das Auseinandergehen der Ansammlung zu erreichen, wurden mehrere Schreckschüsse abgegeben, die zur Folge hatten, daß die Leute panikartig auseinanderstoben.

Zu ähnlichen Vorfällen ist es bereits auf mehreren Gütern gekommen, wenn auch nicht in so großer Zahl Leute erschienen, um sich am Abernten der Felder zu beteiligen, wie in Paniow. Diese Vorfälle, die wohl zu verstehen, aber nicht zu billigen sind, reden eine eindrucksvolle Sprache. Sie bedeuten einen Appell an die zuständigen Stellen, den Erwerbslosen wenigstens das für den Lebensunterhalt notwendigste zur Verfügung zu stellen.

Teschen

Aus gekränkter Ehre in den Tod gegangen

In Teschen erhängte sich im Schuppen seines Arbeitgebers der 18jährige Knecht Johann Sz. Es kam heraus, daß bei dem Zimmermeister, bei dem er beschäftigt war, verschiedene Gegenstände abhanden gekommen waren. Der Meister bezichtigte den Arbeitsburschen der Tat. Der junge Mann nahm sich diesen Vorwurf so zu Herzen, daß er seinem Leben ein Ende machte.

Lipine

Zwei Kinder wandern nach Deutschland

Die vierjährige Klara Pluta und der fünfjährige Reinhold Scholz aus Lipine verschwanden plötzlich aus dem Elternhause. Alle Nachforschungen nach dem Aufenthalt der Kinder blieben ohne Erfolg. Die Eltern der beiden Kinder begaben sich aber nach Deutsch-Oberschlesien und setzten dort das Suchen fort. Und tatsächlich fand man am Dienstag in Beuthen die beiden schon verloren geglaubten Kinder. Sie waren auf der Straße aufgelesen worden und befanden sich im Jugendheim, wo sie untergebracht worden waren. Unerklärlich bleibt es, wie die Kinder ohne weiteres über die Grenze gelangen konnten, da sie doch zweifellos kaum eine Kenntnis der Grenzverhältnisse hatten und auch sicherlich beim Ueberschreiten der grünen Grenze keine Vorsicht angewandt hatten.

Naklo

Messerstecherei unter Obdachlosen

In einer Feldscheune bei Naklo, wo mehrere Obdachlose Unterkunft gesucht hatten, kam es zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf ein Obdachloser aus Königshütte von einem aus Georgenberg übel zugerichtet wurde. Mit schweren Verletzungen wurde er ins Krankenhaus in Tarnowitz eingeliefert.

Lendzin

In einen Abflußgraben gestürzt

In dem Abflußgraben der Piastschächte in Lendzin, Kreis Pleß, wurde die Leiche eines Mannes gefunden, die in dem seichten Graben für die Abwässer der Grube lag. Wie die Ermittlungen ergaben, handelt es sich um den Albert Tomanek aus Lonkau, der sich am Abend vorher in einem Lokale stark betrunken hatte und auf dem Nachhausewege beim Ueberschreiten des Abflußgrabens in diesen hineinstürzte.

Gieraltowitz

Fingierter Raubüberfall

Der Kalkhändler Johann Przeliorz aus Groß-Paniow meldete der Polizei, daß er am Sonnabend abends, als er mit seinem Fahrrade von Gieraltowitz nach Hause fuhr, durch fünf unbekannte Täter überfallen wurde, die ihn verprügelten und ihm das Fahrrad sowie 30 Zloty raubten. Feststellungen der Gieraltowitzer Polizei ergaben, daß der Ueberfall gar nicht stattgefunden hatte, sondern von P. fingiert war. Er zechte am fraglichen Abend in einer Gieraltowitzer Gastwirtschaft, aus der er herausgeworfen wurde, da er mit anderen Gästen Händel anfing und zur Polizeistunde das Lokal nicht verlassen wollte. Einer der von ihm angepöbelten Gäste folgte ihm mit einigen Freunden und es kam vor dem Bahnhof zu einer Prügelei, wobei P. den kürzeren zog. Er warf sein Fahrrad fort und flüchtete, um nachher die Polizei von dem angeblichen Raubüberfall zu verständigen.

Entlarvung des Luxus

Nichts ist unentbehrlicher als der Luxus.

Die Ansichten darüber, was in diesem kargen Dasein als Luxus anzusprechen sei, gehen sehr auseinander. „Das Angenehme, das man sich niemals wird leisten können“ — sagt der Pessimist. „Das Schöne, das man sich zuweilen leistet, wiewohl es Herzklopfen und schlechtes Gewissen verursacht“ — meint der glückliche Optimist. „Luxus ist das jeweils Entbehrliche“ — so erklärt der Philosoph.

Und dennoch gibt es eine allgemeingültige Erklärung für Luxus — allerdings nur für den Luxus einer bestimmten Epoche Denn es gibt kaum etwas, was so bezeichnend für eine Zeit wäre, wie das, was sie für Luxus, für entbehrlich, für himmelschreiend übertrieben hält. —

Die Butter — — — das Volksnahrungsmittel, ohne das wir uns das Wirtschaften und Kochen kaum vorstellen können, war jahrhundertelang, ja fast jahrtausendelang den Völkern des Altertums unbekannt. Dabei handelte es sich nicht um Primitive, die es sich am Genuß rohen Fleisches genug sein ließen, sondern um so hochkultivierte Nationen wie die Griechen und Römer.

Die letzteren gerade werden uns von ihren Chronisten als so unerhört luxuriös veranlagt geschildert, daß der Untergang des ganzen Reiches nicht ausbleiben konnte. — Die Erfahrung sollte uns allerdings lehren, daß Dichter und Schriftsteller in der Regel Ausnahmen zu schildern belieben und auch diese nicht ohne dichterische Freiheit zu behandeln pflegen. Jedenfalls badeten nach Plinius und Seneca die alten Römer in unverdünntem Wein — aber sie vergaßen, sich die Zähne zu putzen. In ihrer Speisenfolge, die zumeist 25 Gänge umfaßte, fehlten kaum einmal die gebakkenen Nachtigallenzungen. Aber diese Delikatesse, sowie die Schweinsköpfe und die mit viel Phantasie zubereiteten Gemüse und Obstarten wurden selbstverständlich — mit den Fingern verzehrt. Gabeln? Aber, ich bitte Sie, Sie kennen doch gewiß den traurigen Fall von der venezianischen Dogaressa, die im vierzehnten Jahrhundert so entsetzlich hochmütig war, sich statt der Hände, einer zweizackigen, goldenen Gabel zu bedienen. Die Strafe folgte auf dem Fuße — die Unglückliche war ob dieses himmelschreienden Luxus willen dazu verdammt, schon in jungen Jahren einen — Leichengeruch zu verbreiten.

Ob sich der konservative, achtenswerte Glaube des Volkes in diesem Falle nicht täuschte, mag dahingestellt bleiben. Möglicherweise ist die Kosmetik jener Zeit mit verantwortlich zu machen. Denn wer sich nicht gerade das Weinbad leisten konnte — auch wenn man auf die teuersten Jahrgänge verzichten wollte —, unterließ in der Regel jede körperliche Berührung mit Feuchtigkeit. Ein sauberer und anmutiger Eindruck wurde durch mehrmals täglich aufgelegte Schminke und durch Puder erzeugt. Solange bis die Schichten langsam abblätterten und man das Ganze abkratzen mußte, um von neuem beginnen zu können. Wasser etwa? Wie übertrieben — und was für ein Luxus. Es ist noch gar nicht lange her, daß man in den Straßen spanischer Städte das Wasser — literweise aus Schläuchen kaufen konnte.

Was die Kleidung betrifft, so veränderte sich der Begriff von Luxus ungemein. In Spanien beispielsweise war das Tragen von Unterwäsche bis ins 17. Jahrhundert hinein höchster Luxus. Man trug goldgestickte Obergewänder, an den ungereinigten Händen die kostbarsten Juwelen, man aß von goldenem Geschirr — aber ein Hemd, wer besaß schon ein Hemd? Und leistete sich wirklich einmal ein überspannter Grande so ein überflüssiges Kleidungsstück, so trug er es, bis es ihm in Fetzen vom Leibe fiel — unter dem goldstrotzenden Gewande.

Und was für ein Geschrei erhab sich, als die Kreuzfahrer aus dem Heiligen Land die Sitte des Strümpfe- und Handschuhtragens mitbrachten. „Ihre Hände waren von der Sonne so verweichlicht, (!) daß sie sich einer Handhülle bedienen mußten“ — so schreibt ein Chronist — „und gar bald mußte ein jedes Weyb und sogar die Unverehelichten den Schuh über der Handt ragen, wiewohl sie ihn doch nicht einmal braucheten.“

Und wenn man schon im alten Rom Gesetze gegen den Luxus gekannt hatte, so verschärften sie sich im Mittelalter in den mitteleuropäischen Ländern. Diese Gesetze, die in Form von „Reichspolizei-Ordnungen“ und „partikularrechtlichen Bestimmungen“ auftauchten, richteten sich vorwiegend gegen den „verweichlichenden, entsittlichenden Aufwand bei — Begräbnissen, Gastmählern und Kleidungsstücken.“

Mit dem Aufblühen der Stände boten sich gesteigerte Möglichkeiten für Luxusverbote. Die Polizeiverordnungen sorgten für reinliche Scheidung der Stände untereinander. Und wehe der Bauersfrau, die sich in einer gewissen Zeit den Luxus erlaubt hätte, den geschweiften Gürtel zu tragen, der allein der Bürgersfrau zukam. Und diese wieder hätte nicht gewagt, den Hut zu tragen, der das Vorrecht der adligen Dame geworden war . . .

Zwei Dinge jedoch sind uns als Luxusgegenstände heute kaum noch erinnerlich. Der Mann, der es wagte, über dem hochbeinigen Lager ein Tuch zu befestigen zum Schutz gegen Ungeziefer, das gern von der Decke herunter auf den Schläfer fiel, zog sich schlimmste Verfolgungen zu mit diesem seinem „Himmelsbett“. Und als man in Reims anläßlich der Krönung Ludwigs XVI. für die Königin ein kleines Kabinett einrichtete, das im Gegensatz zu allem Herkommen eine Wasserspülung aufwies, wie man es im verrückten England schon ausprobiert hatte, da wußte es ganz Frankreich, daß es mit *diesem* Königshaus nicht mehr lange gut gehen könne . . .

Denn es ist nun schon einmal so — nichts ist so unentbehrlich wie der Luxus, wie Anatole France sagt. Für uns das, was man ehemals als Luxus ansah. Aber der geistreiche französische Dichter hat es wohl noch anders gemeint . . .



Was in der Welt geschah

Neuer Flugrekord England — Australien

Der australische Flieger Kingsford Smith, der sich auf einem Rekordfluge England—Australien befand, ist um 5.12 Uhr Ortszeit in Wyndham (Westaustralien) gelandet. Er hat die Strecke in sieben Tagen, vier Stunden und 47 Minuten zurückgelegt und damit den Rekord von Scott von 8 Tagen 20 Stunden und 47 Minuten geschlagen.

•

Raketenforscher Tiling verbrannt

Im Laboratorium des Raketenforschers Tiling in Arenshorst (Kr. Wittlage) explodierte während eines Versuches eine Rakete. Tiling, seine Sekretärin und sein Monteur Kuhr erlitten schwere Brandwunden. Die Sekretärin ist ihren Verletzungen erlegen.

Tiling, der im Gegensatz zu den jetzt vielfach verwendeten Flüssigkeitsantrieben für seine Raketenversuche bei der Pulverladung blieb, gehörte zu den erfahrensten und verhältnismäßig erfolgreichsten der deutschen Raketenforscher. Seine Raketen waren zum Teil mit Tragflächen versehen und kehrten im Gleitflug zur Erde zurück. In Berlin und in Osnabrück zeigte er interessante und glückliche Versuchsaufstiege. Auf der Insel Wangeroog ließ er eine Postrakete steigen, die eine Höhe von 2 Kilometern erreichte.

Wie weitere Meldungen besagen, sind Tiling und auch der Monteur gestern nachmittag an den Folgen der erlittenen Brandwunden gestorben.

•

Im Gummiboot um die Welt

In Diano Marino, einem kleinen Hafen in der Nähe von Pisa an der italienischen Westküste, ist der einunddreißigjährige deutsche Journalist Karl Friedrich Ulrich mit einem kleinen Paddelboot aus Gummi angekommen. Das Boot hat den Namen „Keen Tiet". Wie der kühne Seefahrer erklärt hat, ist er am 15. Juni mit seinem gebrechlichen Fahrzeug von Wismar in Pommern abgefahren und hat, wie aus Stempelvermerken hervorgeht, bisher folgende Route durchfahren: Sein Weg führte ihn um Dänemark herum in die Nordsee, von dort längs der holländischen, belgischen und französischen Küste bis an die Mündung der Seine. Dann ist er die Seine hinaufgefahren und durch verschiedene Kanäle und Flußläufe in die Rhone gelangt, von deren Wellen er sich bis in das Mittelländische Meer hat treiben lassen. Längs der Blauen Küste, über Nizza, Mentone, Genua, Rapallo ist er nun in Diano Marino angekommen. Friedrich Ulrich hat die Absicht, mit seinem kleinen Boot eine ganze Weltreise durchzuführen, und zwar rechnet er damit, etwa 14 bis 15 Jahre unterwegs zu sein. Wie er ferner erklärte, bewirbt er sich bei dieser Weltumsegelung um einen ausgesetzten Wanderpreis.

•

Typhusbazillen als Brotaufstrich

Der 32 Jahre alte Photograph Felix Fiala, Angestellter des Pathologischen Instituts in Wien, wurde am 4. Oktober im Laboratorium mit Leuchtgas vergiftet tot aufgefunden. Er hinterließ einen Brief an die ebenfalls im Institut tätige Berta Grubauer, in dem er ankündigte, über sie eine furchtbare Strafe verhängt zu haben, die sie bald zu ihm führen werde. Berta Grubauer ist jetzt an Typhus und Paratyphus erkrankt, und für die Aerzte steht es nahezu fest, daß Fiala, für den die Bakterienkulturen des Instituts leicht erreichbar waren, solche Kulturen auf das Butterbrot des Mädchens gebracht und so vor dem eigenen Selbstmord seine furchtbare Strafe verhängt hatte. Der Zustand der Grubauer ist sehr ernst.

•

Unwetter über England und Portugal

In weiten Teilen Englands herrschte schweres Sturm- und Regenwetter, das große Ueberschwemmungen verursachte. In Südwales standen 500 Häuser unter Wasser. Die englischen Flottenübungen in der Nordsee mußten abgesagt werden. Der nördliche Teil der portugiesischen Küste wurde von einem Wirbelsturm heimgesucht. Mehrere Schiffe sind an den Felsen zerschellt.

•

Schweres Flugzeugunglück

Ein von New York nach Chicago unterwegs befindliches Passagierflugzeug explodierte unweit von Chesterton in der Luft und stürzte brennend in der Nähe einer Farm auf die Erde nieder. Vier Passagiere, der Flugzeugführer und sein Stellvertreter und die Aufwärterin fanden den Tod.

•

Neue Katastrophe in Mittelamerika

Tropischer Regen verursachte in der Nähe des Dorfes Apolopi einen Bergsturz, wobei 19 Personen verschüttet wurden. In anderen Teilen von Honduras kam es zu großen Ueberschwemmungen. Mehrere Personen sind ertrunken.

•

Der Mörder im Bergwerksschacht

Auf der Grube „Fortschritt" in Peterswalde bei Mährisch-Ostrau hatte der Bergarbeiter Karl Klimscha den Grubenbeamten Grygar durch fünf Revolverschüsse getötet und war unter Tag in die Grube geflohen, die er nicht mehr verließ.

Die Grubenleitung mußte den Betrieb einstellen, da Klimscha mit zwei Revolvern und viel Munition ausgerüstet war und gedroht hatte, noch einige Beamte zu erschießen. Mit Lebensmitteln war Klimscha reichlich versehen, denn es war ihm am ersten Tage gelungen, den Proviant von 22 Bergarbeitern zu stehlen. Die Grubenleitung ließ die Grubeneingänge Tag und Nacht bewachen und stellte auch die Lichtzufuhr in die Grube ein. Der Schaden, den die Grube durch die unfreiwillige fünftägige Arbeitspause erleidet, übersteigt 160 000 Tschechenkronen, ganz abgesehen davon, daß die 300 Mann starke Belegschaft feiern muß.

In der Nacht zu Sonnabend unternahm Klimscha einen Versuch, durch einen Förderschacht zu entkommen. Durch das Geräusch wurden die Gendarmen aufmerksam, und einer rief in den Schacht hinein: „Karl, komm heraus". Darauf erfolgte die Antwort: „Es wird nicht mehr lange dauern, morgen erschieße ich mich." Gleich darauf fielen einige Schüsse, die den Gendarmen galten. Diese erwiderten das Feuer. Den nächsten Tag fuhren auf Beschluß des Betriebsrats zwei Bergarbeiter und ein Obersteiger ein, um nach dem Mörder zu forschen und ihn zu überreden, die Grube zu verlassen und sich zu ergeben. Nach langem Suchen in verschiedenen Stollen fanden sie in einem Schacht in einer Tiefe von 560 Metern unter der Erde die Leiche Klimschas. Der Körper war völlig verstümmelt. Man nimmt an, daß Klimscha in selbstmörderischer Absicht in den Schacht gesprungen ist. Er fiel dabei auf die eiserne Fördereinrichtung und wurde verstümmelt.

•

Die Unterstützungsgelder zurückgezahlt

Auf dem Solinger Wohlfahrtsamt hat sich ein Vorfall ereignet, den man wohl als einzigartig im gesamten Unterstützungswesen bezeichnen darf und der darum verdient, über die Stadtgrenzen hinaus bekannt zu werden.

Es erschien da nämlich eine ältere Frau, Witwe, die in den Jahren 1923 bis 1927 insgesamt 1450 RM. an Unterstützung bezogen hatte. Die Frau ersuchte das Wohlfahrtsamt darum, ihr zu gestatten, diese Unterstützung, die sie als ein Darlehen betrachtet habe, zurückzuzahlen. Sie habe inzwischen 3000 RM. Aufwertungsgelder erhalten und bekomme nun auch eine kleine Rente. Sie möchte nach ihrem Ableben keine Schulden zurücklassen und wünsche auch nicht, daß später einmal ihre Nachkommen erfahren könnten, daß sie sich habe unterstützen lassen, ohne das Geld zurückzugeben. Die Frau hatte das Geld gleich mitgebracht und erhielt auf ihre Bitte eine Quittung.

•

Explosion in italienischer Oelfabrik

In der Chemischen Fabrik zur Gewinnung von Maschinenöl von Terni hat sich eine schwere Explosion ereignet. Das sofort darauf folgende Großfeuer erschwerte die Rettungsarbeiten. Trotzdem warfen sich Feuerwehrleute und Milizsoldaten in die Flammen und konnten vier schwerverletzte Arbeiter retten, während drei weitere Arbeiter in den Flammen umkamen. Die Fabrik war erst im vergangenen Jahr nach einer Feuersbrunst wieder aufgebaut worden.

•

Vulkanausbruch auf Java

Der Vulkan Merapi auf Java befindet sich in einem Zustand erhöhter Eruption. Die Lavamassen werden bis zu 50 Meter hoch geschleudert, und während der Ausbrüche steigen Aschesäulen Hunderte von Metern hoch, und ein Feuerregen sprüht aus dem Vulkan. Im Umkreis von 50 Kilometern liegt das Land unter einem blauen Rauchschleier. Die Bevölkerung vom Merapi-Gebiet, in dessen Umgebung 1930 40 Gemeinden vernichtet wurden und 1300 Menschen das Leben verloren, ist in panischem Schreck geflüchtet, zumal schwere Gasexplosionen im Innern des Kraters mit Donnerkrachen sich ankündigen. Man rechnet mit einer furchtbaren Gasexplosion, da der Krater bei dem schweren Unglück 1930 sich mit einem Kegel aus versteinerter Lava verstopft hat.



Der Altar aus Steinkohle

Hindenburg in Oberschlesien darf sich rühmen, eine der interessantesten Kirchen zu besitzen. Es ist die St. Josephskirche der Bergleute. Der auf unserem Bilde zu sehende Altar der Kirche besteht nämlich aus einem Stück Steinkohle, selbst das kleine Kreuz auf dem Altar ist aus Steinkohle.

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den .... 193...

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....